HALLE a.d.S.



von Max Sauerlandt



Stätten der Kultur

Herausgegeben von

Prof. Dr. Georg Biermann

Band 30

Halle a. S.

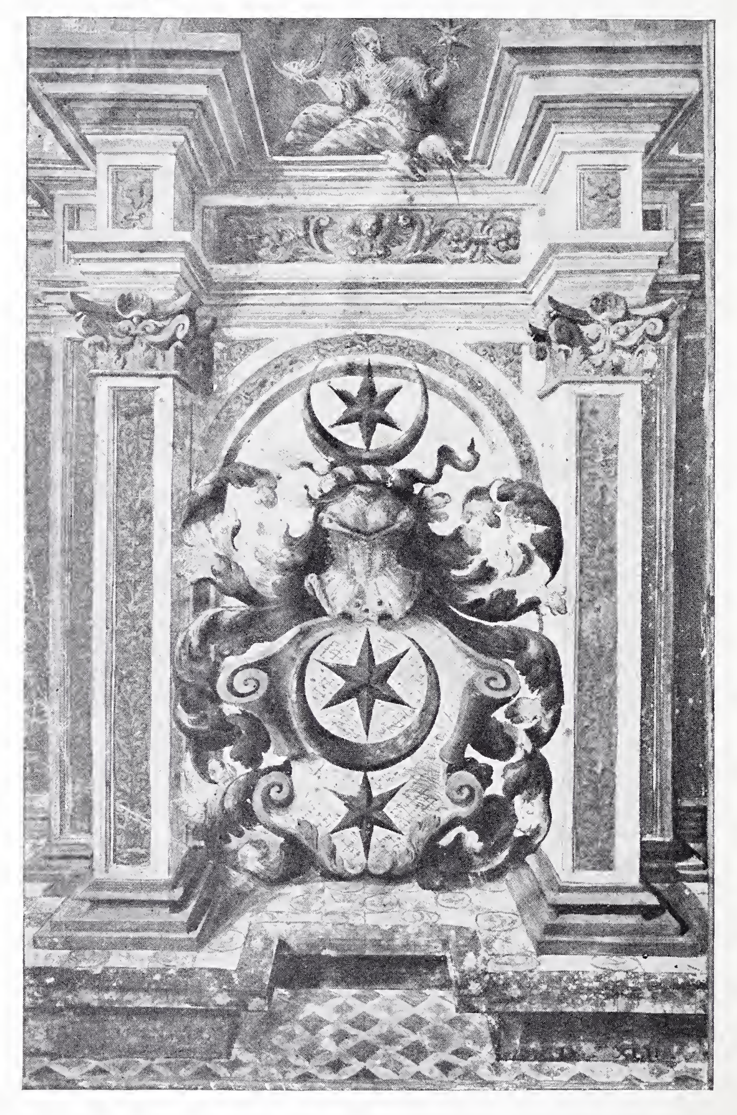
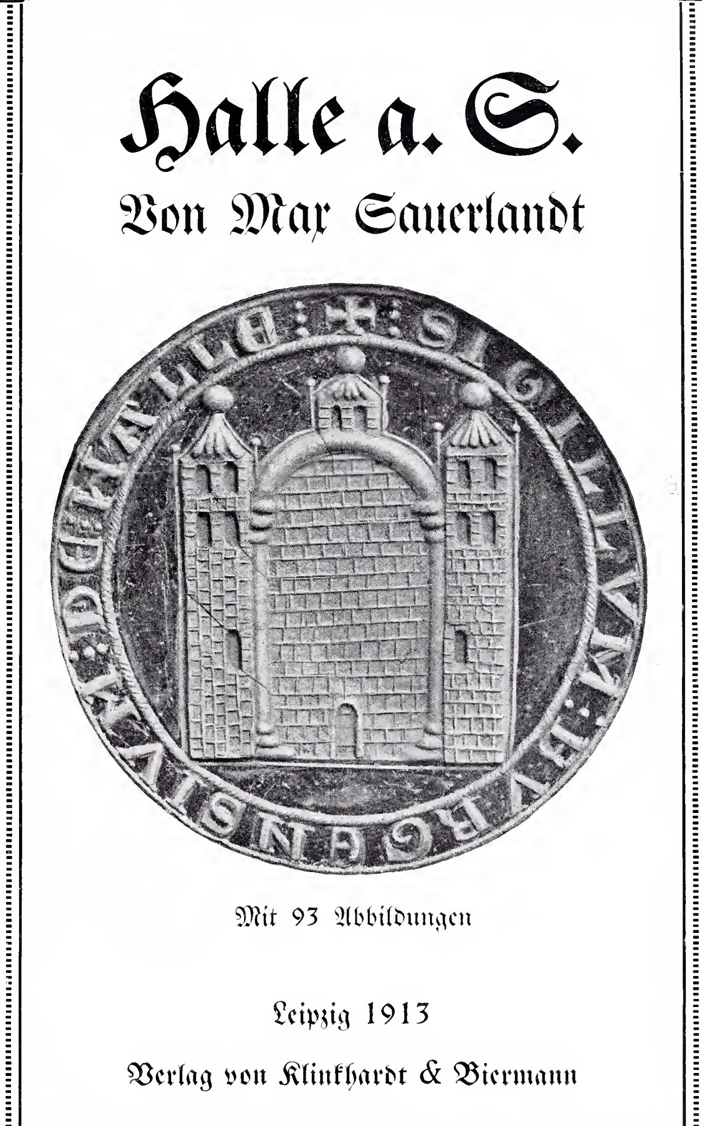


Abb. 1. Lukas Furtenagel, Exlibris der Ratsbibel. 1542. Moritzburg-Museum

Halle a. S.

Von Max Sauerlandt



Mit 93 Abbildungen

Leipzig 1913

Verlag von Klinkhardt & Biermann

Die Titelvignette
stellt einen Lack-Ausdruck der ältesten, in Bronze geschnittenen Stadtsiegelstampfe dar.

Inhalt.

Satz und Druck dieses Bandes
besorgte die Offizin von Julius
Klinkhardt in Leipzig.

Zur Einführung.

Weder die politische noch die geistige Geschichte der Stadt Halle verläuft in einer geraden Linie. Sie bietet in keiner Weise das Bild einer in freiem und gleichmäßigem Wachstum sich entfaltenden Stadtindividualität. Nicht als Handels- und nicht als Landstadt, nicht als Grenz- und nicht als Binnenstadt, nicht als selbst sein Geschick bestimmendes Bürgergemeinwesen und auch nicht als fürstliche Residenz hat die Stadt, die nie über ein reiches Hinterland verfügte, das seinen natürlichen Mittelpunkt in ihr hätte finden können, sich recht ausleben können. Aber alles das, so sehr auch eins dem andern widersprechen mag, ist Halle in seiner an Wechselfällen und Widersprüchen reichen Geschichte einmal zu seinem besten Teile gewesen, und jede dieser verschiedenartigen typischen Phasen der Entwicklung hat ihre heute noch erkennbare Wirkung auf die Formbildung des Stadtkörpers ausgeübt.

Ebenso wechselvoll wie dieser den Stadtcharakter bis in seine letzten Grundlagen beeinflussende Lauf ihrer Geschichte, ist nach Namenszugehörigkeit, Temperament und geistigem Ausdruck die Bevölkerung der Stadt gewesen: von Jahrhundert zu Jahrhundert tiefer sinkend ist ihr ältester Kern von immer neuen, breiten Schichten Zugewanderter überdeckt worden.

Hier, auf dem Grenzgebiet zwischen der norddeutschen Tiefebene und dem mitteldeutschen Gebirgsland haben in frühester, noch vorgeschichtlicher Zeit die Kämpfe zwischen Kelten und Germanen sicher mit besonderer Heftigkeit getobt. Gleich an-

fangs wird nach der Entscheidung zugunsten der Germanen eine Blutmischung zwischen den bisher feindlich getrennten Volksstämmen erfolgt sein, um so mehr, als die siegreichen germanischen Hermunduren sich der in Dingen der Zivilisation, vor allem der Salzgewinnung weiter als die Sieger fortgeschrittenen Kelten auch nach deren Bezwingung noch bei der Ausbeutung der Salzquellen bedient haben werden.

Später haben die westlich bis an die Saale nachdrängenden Slaven seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts die Germanen für etwa zweihundert Jahre im Besitz der Salzquellen abgelöst — und wie früher ein Grundstock keltischer Bevölkerung zurückblieb, so wird später bei erneuter Besitzergreifung des rechten Saaleufers durch die Franken die slavisch-sorbische Bevölkerung nicht ganz ausgerottet, sondern von den nun endgültig zur Herrschaft gelangten deutschen Einwanderern allmählich aufgesogen worden sein.

Als rechte Kolonialstadt hat Halle im ferneren Verlauf seiner Geschichte immer wieder neue Zuwanderer von allen Seiten her aufgenommen. Trotzdem bleibt bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts in Volksart, Sprache, Namengebung das niedersächsische Element vorherrschend, das dann erst unter dem Einfluß thüringischer, osterländischer und oberdeutscher Zuwanderungen immer mehr in dem Mischlingscharakter mitteldeutscher Art untergeht. Die Urkunden des Rats in Halle und der Hallischen Klöster sind während der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts noch in plattdeutscher Mundart abgefaßt, erst in den Chroniken aus dem Ende des 15. Jahrhunderts vollzieht sich der Übergang zum Mitteldeutschen.

Die durch die Heimsuchungen des Dreißigjährigen Krieges und seine traurigen Folgen dezimierte Bevölkerung hat dann zu Ende des 17. Jahrhunderts noch einmal eine starke physische und geistige Auffrischung durch die mit offenen Armen aufgenommenen Refugiées erfahren, denen bald vertriebene re-

formierte Pfälzer gefolgt sind. Ihr belebender Einfluß auf das Wirtschaftsleben der Stadt ist lange Zeit hindurch in seiner Wirkung deutlich zu spüren. Und so hat sich auch später noch nach dem siebenjährigen Kriege, nach der unseligen Franzosenzeit und bis in die jüngste Gegenwart hinein das eingesessene Bevölkerungselement immer wieder von außen her ergänzen müssen. Es hat sich stets leicht ergänzen können, weil die Gunst des an Naturschätzen reichen Bodens immer neue unternehmungskräftige, im sozialen Leben meist schnell aufsteigende Zuwanderer angelockt hat, dank auch des geistigen oder doch gelehrten Lebens, das seit der Begründung der Friedrichs-Universität — oft freilich mehr im Verborgenen als öffentlich — in Halle geblüht und bis in die Gegenwart hinein zahlreiche im geistigen Leben Deutschlands zu hoher Bedeutung gelangte Männer wenigstens für eine Spanne ihres Lebens, als Lehrer oder Studenten, nach Halle geführt hat.

Wenn wir nun auch in der heutigen Bevölkerung der Stadt alle diese verschieden gearteten ethnographischen Elemente, aus denen sie erwachsen ist, im einzelnen nachzuweisen nicht mehr in der Lage sind, und wenn wir auch die Beobachtung machen können, daß alle die mannigfaltigen Zuströme wenigstens der historischen Zeit sich immer verhältnismäßig schnell und wie es scheint ohne schwere Kämpfe ausgeglichen haben: ein bis heute spürbarer Mangel, der schwerste Mangel vielleicht, an dem die Stadt als kulturelle Einheit heute noch zu leiden hat, ist doch eine Folge dieser Unstetigkeit der politischen Entwicklung und der Uneinheitlichkeit der Stadtbevölkerung geworden. Es fehlt in Halle bis heute eine weiter als zwei oder drei Generationen in die Vergangenheit lebendig zurückgreifende und zugleich bewußt über die nächsten Zwecke hinaus in die Zukunft vorbauende Tradition. Es fehlt an einem in sich geschlossenen städtischen Patriziat in dem Sinne, wie es sich anderswo, vor allem in den alten Hansestädten noch erhalten hat, ein Patriziat, das mit der Stadt selbst erwachsen wäre

und ihre Zukunft darum wirklich als die eigene Zukunft empfände.

Trotz alledem aber: so wechselvoll und scheinbar planlos zufällig die ganze Abfolge der Hallischen Stadtgeschichte und die Mischung der verschiedensten Elemente innerhalb der Stadtbevölkerung sich vollzogen hat, dem näher prüfenden Blick gibt sich doch auch hier ein innerer Zusammenhang alles Geschehens, etwas wie eine besondere Form von Gesetzmäßigkeit zu erkennen, die den Charakter der Naturnotwendigkeit trägt, weil fast alle äußeren Widersprüche letzten Endes ihre Erklärung in der zwiefach von der Natur vorbestimmten Lage der Stadt finden, deren Existenz selbst damit allem Zufälligen entrückt wird. Vorbestimmt ist die Lage der Stadt einmal durch die im Mittelpunkt des ältesten und noch des heutigen Stadtbezirks zutage tretenden Salzquellen und weiter dadurch, daß eben hier, im Herzen des Reiches, wo ein befestigungsfähiger Höhenkranz den Übergang über die Saale sichert, Ost und West, Nord und Süd in einem Punkte zusammentreffen. So viele Schienenstränge heute hier zusammenlaufen, so viele Handelsstraßen nahmen schon in frühester Zeit hier Anfang und Ende. —

* *
*

Wollte man die Männer aufzählen, die aus Halle stammen, und deren Namen, wie der Georg Friedrich Haendels etwa und Adam Struensees europäischen Klang haben, ja deren Namen auch nur innerhalb des deutschen Kulturkreises gekannt werden, man würde sehr bald am Ende der Reihe sein.

Aber wir vergessen zu leicht, daß gerade die bedeutendsten Männer geistig oft genug mit der Stadt, die sie geboren hat, nur mit losen Zufallsfäden zusammenhängen, daß sie nur in seltenen Ausnahmefällen als die eigentlichen Exponenten der Stadtkultur gelten dürfen. — Ein großes Gemeinwesen schafft sich in der namenlosen Menge aller seine lebendige Reprä-

sentation und beweist seine innere Bedeutung am nachdrücklichsten in der geheimnisvollen Anziehungskraft, mit der es die seiner gedeihlichen Fortentwicklung dienlichen Kräfte von außen her an sich zieht.

Darum geben die nicht stadtgeborenen, aber von der Stadtkultur aufgenommenen, sie durch ihr Eingreifen dann oftmals von Grund auf umgestaltenden fremden Elemente vielleicht den deutlichsten Aufschluß über die Kulturfähigkeit und die Bildungsmöglichkeiten des Bodens. So betrachtet gibt es jedenfalls zu denken, daß zwei Männer von so ganz verschiedener Grundstimmung des Persönlichkeitscharakters wie der Kardinal-Erzbischof Albrecht von Brandenburg und August Hermann Francke, von denen jeder zu seiner Zeit und in seiner Weise die Stadt Halle in den Gesichtskreis eines weiten Bezirks geistiger Kultur gehoben hat, gerade hier die Stätte für ihre Wirksamkeit gefunden haben.

* *
*

Wer mit dem Augenmerk auf den Reiz alter kunstvoller Bauart die Stadt Halle vor zehn, wer sie vor zwanzig Jahren gekannt hat, wird, sieht er sie heute wieder, zunächst nur darüber erschrecken können, wieviel eigentümliche und charaktervolle Schönheit die alte Stadt in dem Jungbade der Entwicklung zur Großstadt hat einbüßen müssen. Wer sie aber heute zum ersten Male betritt, wird doch auch jetzt noch manches Denkmal echter und naiver künstlerischer Kultur aus vergangenen Jahrhunderten entdecken können, das in der fremdartig neumodischen Umgebung nun vielleicht erst recht eindringlich spricht.

Unvergeßlich muß jedem der erste, immer von Neuem aufrichtende Eindruck des mächtigen, säulenhaft schlank aufstrebenden, mit formreicher Haube gekrönten Leipziger Turmes (Abb. 2) sein, der heute wie seit Jahrhunderten am östlichen Zugang zu

der inneren Stadt aufragt, unvergeßlich vor allem, und ein Gewinn für das ganze Leben muß jedem, der ihn einmal sah, der großartige Prospekt des Marktplatzes (Abb. 3) bleiben,



Abb. 2. Der Leipziger Turm. Nach einem Aquarell von Albert Grell, um 1857.

dessen Wirkung durch alles neuere kleiner gedachte Umher kaum beeinträchtigt werden kann. Und das Erstaunliche ist, daß diese einzigartige architektonische Komposition von fünf

aufstrebenden Türmen, die man nach einem Plan entworfen und ausgeführt denken möchte, beinahe nur ein Zufallsprodukt ist. Aber freilich das Zufallswerk einer Zeit von durchaus monumentaler Baugesinnung.

Wie selbstverständlich, wie naiv das Kunstgefühl, das Gefühl für architektonische Schönheit, ehemals war, tritt überall hervor,



Abb. 3. D. W. Lungwitz, Der Marktplatz von Halle. 1835. Moritzburg-Museum.

an kleinen und kleinsten Häusern in abgelegenen Seiten- und Winkelgassen so gut, wie an dem imposanten Trakt der Franckeschen Stiftungen (Abb. 73), die in ihrem völligen Verzicht auf äußeren Schmuck doch eine ganz erhebliche baukünstlerische Leistung bedeuten, deren Reiz in dem fein gefundenen Verhältnismaß von Baukörper und Dach, in den allgemeinen

Proportionen der Geschoßhöhen und Absätze der langgestreckten Gebäudemasse liegt.

Tritt die Schönheit hier im großen Zug des Gesamtentwurfs hervor, so liegt sie anderwärts in der feinen Durchbildung der Schmuckformen. Noch gibt es in der inneren Stadt ein paar Fachwerkbauten, deren Balkenwerk die reichste, köstlichste Zimmermannsarbeit aufweist, einen naiven, überaus reizvollen Schmuck, mit dem einfachsten Werkzeug geschaffen, reich in der Erfindung und zugleich immer der Konstruktion gemäß, die Funktionen der Ständer und Riegel nicht richtungslos überspinnend, sondern erklärend und ausdeutend.

Tonangebend freilich ist Halle als Kunststadt selbst nie gewesen, doch bewahrt die Stadt in Kunst und Kunstgewerbe noch manches Werk, das anderem höher Gerühmtem und besser Gekanntem gleichsteht, und mehr als einmal im Lauf ihrer tausendjährigen Geschichte ist Halle Bühne und Schauplatz bedeutsamer geistiger Kulturbewegungen gewesen.

Auch der Fremde, den kein Gefühl eingeborner Heimatliebe mit der „düsteren Braunkohlenstadt" verknüpft, findet doch bald die Achtung vor diesem Stadtindividuum, das sich mit erstaunlicher Zähigkeit im steten Wechsel der Lebensbedingungen zu behaupten gewußt hat, jeder Veränderung der Zeit- und Weltlage das Mögliche abgewinnend, vor diesem Stadtindividuum, das freilich weder leicht noch schön, aber notwendig entstanden und gewachsen ist, und das auf jeder Altersstufe seiner Kulturentwicklung dem Psychologen Fragen stellt und oft genug schwer lösbare Rätsel aufgibt.

1. Kapitel.

Vorgeschichte und erste Anfänge.

Daß die Fläche des heutigen Stadtgebietes schon in vorgeschichtlicher Zeit, wahrscheinlich gleich bei dem ersten Auftreten des Menschen im mittleren Europa besiedelt gewesen ist, beweisen Funde aus der Steinzeit und den späteren prähistorischen Epochen, die bei Ausschachtungsarbeiten in der Stadt selbst und in ihrer nächsten Umgebung immer wieder zutage gefördert werden. Mehr als wahrscheinlich ist es, daß der Hohe Petersberg, dessen Porphyrkuppe sich in markantem Umriß das Landschaftsbild beherrschend aus der Hochfläche nördlich von Halle erhebt, eine uralt-heidnische Opferstätte gewesen ist, und in nächster Nähe bewahrt der Giebichenstein sogar noch in seinem Namen die Erinnerung an den germanischen Wotanskult.

Sehr bald werden sich auf dem Boden der heutigen Stadt nicht mehr nomadische, sondern das fruchtbare Land in feste Ackerkultur nehmende Ansiedler niedergelassen haben, da, wo innerhalb des dicht an den Fluß herantretenden Höhenrings die ihr würziges Wasser zunächst noch ungefaßt in die versumpften Saaleufer ausströmenden Quellen die Möglichkeit zur Gewinnung des kostbaren Salzes boten.

Uns hat die Alltäglichkeit des Gebrauchs gegen den Gedanken der Unentbehrlichkeit dieses für ein seßhaftes, nicht mehr von Tag zu Tag von dem Ertrag der Jagd lebendes, sondern auf die Konservierung der Fleischvorräte angewiesenes Volk wich-

tigsten Gewürzes abgestumpft. Wir wissen aber aus ältesten Geschichtsquellen, daß barbarische Völkerschaften, oft bis zur Vernichtung des schwächeren Teils, um dieses wesentliche Mittel ihrer physischen Existenz gekämpft haben: so zu Tacitus Zeiten Hermunduren und Chatten um die Salzunger, später Burgunder und Alamannen um die Kissinger Quellen.

Auch um das Hallische Salz wird von frühesten Zeiten her oft warmes Blut geflossen sein: hier verlief ja von Ost nach West die Grenzscheide zwischen den beiden großen Völkerfamilien der Nord- und Südgermanen.

Wie über die Kämpfe unter den Germanenstämmen dürfen wir aus Tacitus Schilderung auch auf die älteste und primitivste in unserer Gegend übliche Art der Salzgewinnung einen Rückschluß ziehen. Unmittelbar neben den Quellen wurden mächtige Holzstöße in Brand gesetzt und durch Aufguß der Sole abgelöscht, die verdampfend die Holzkohlen mit einer Kruste kristallinischen Salzes bedeckte, das so „aus der Verbindung der beiden feindlichen Elemente, des Wassers und Feuers entsprang."

Welche innere und äußere Form aber das hier in der einfachsten Gestalt erwachsende Gemeinwesen gehabt haben mag, bleibt für uns völlig im Dunkeln, sogar noch weit über den Zeitpunkt herauf, in dem zuerst in einer Urkunde der Name der Stadt genannt wird.

Das geschieht erst zur Zeit Karls des Großen. Im Jahre 806 unternahm des Kaisers Sohn, König Karl einen siegreichen Vorstoß gegen die östlich der Saale und Elbe sitzenden slavischen Völkerschaften. Damals befahl der König die Anlage zweier befestigter Plätze — civitates —, eines an der Nordseite der Elbe gegenüber Magdeburg, eines zweiten auf der Ostseite der Saale „bei dem Orte, der Halla genannt wird". Der Grund dieser Sicherungen liegt auf der Hand: es galt, der gefährdeten Ostmark des Reiches feste Stützpunkte an den wichtigsten Flußübergängen und zugleich eine Operationsbasis

für fernere gegen Osten gerichtete Unternehmungen zu schaffen. Für Halle im besonderen wird auch die Absicht eines Schutzes der kostbaren Salzquellen bei der Wahl des Befestigungsortes entscheidend mit in die Wagschale gefallen sein.

Von diesem Zeitpunkt ab beginnt die Geschichte der Stadt als einer Grenzfestung des Reiches. Einzelheiten sind aus dieser wichtigen Entwicklungsepoche freilich nicht überliefert. Selbst die Stelle, die das fränkische Kastell an der Saale eingenommen hat — denn um ein solches, und nicht um eine Vollumwallung der ältesten Siedelungsstätte bei den Salzquellen hat es sich doch wohl bei der karolingischen Anlage gehandelt — ist noch immer nicht mit Sicherheit festgestellt. Planmäßige Grabungen, die während des letzten Winters auf dem Hof der Moritzburg bis auf den gewachsenen Boden hinunter angestellt sind, haben die alte Legende, die das Karolingerkastell hier lokalisieren wollte, zerstört. Dafür ist mit einleuchtenden taktischen Gründen die Vermutung geäußert, daß die älteste Befestigung die Höhe des jetzigen Domes besetzt habe. In der Tat war von dieser unmittelbar über der Salzquellenniederung an der Saale aufragenden Höhe, an deren Fuß später die älteste feste Brücke den Fluß überschritt, der doppelte Zweck der Sicherung am leichtesten zu erfüllen.

Unter dem Schutz der fränkischen Festung wird die lange noch in amtlichen Urkunden mit ihren auf die Zeit der slavischen Okkupation zurückweisenden Namen Dobrogora genannte Ansiedlung von Halle bald durch Zuzug aus dem Westen verstärkt worden sein. Bestimmte Nachrichten über die Schicksale Halles in den nächsten Jahrhunderten fehlen, doch dürfen wir annehmen, daß die Stadt, auch nachdem die Grenze des Reiches durch die Eroberung von Brandenburg weiter nach Osten vorgeschoben war, unter den Raubzügen der Magyaren hat leiden müssen, denen erst Heinrichs I. Sieg bei Riade i. J. 933 ein Ende setzte. Ja, wenn eine Urkunde vom Jahre 966 von einer Nova urbs et Thobragora spricht, womit doch nur

Halle gemeint sein kann, so scheint das sogar auf eine gründliche Zerstörung zu deuten, aus der sich erst langsam wieder eine „neue Stadt" erhoben hat.

Gegen das Ende des ersten Jahrtausends hat sie wahrscheinlich auch ihren ersten schützenden Befestigungsring erhalten,

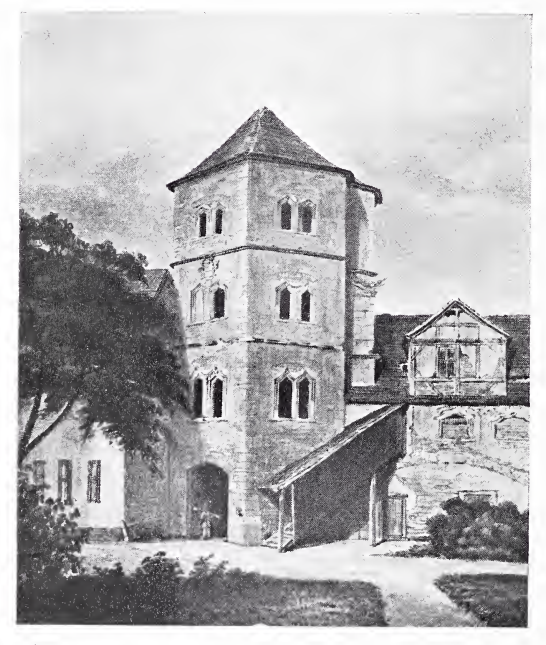


Abb. 4. Der Eingangsturm der Moritzburg von der Hofseite

Nach einem Aquarell von Albert Grell, um 1857.

der in einem gegen die Saale offenen Halbkreis dem Höhenzug von der heutigen Domkirche nach dem Markte gefolgt sein wird, um in der Gegend der heutigen Moritzkirche den östlichsten Saalearm wieder zu erreichen. In der alten Tradition, daß Otto II. die Burg Halla zur Stadt erhoben habe, mag

sich die Erinnerung an dieses epochemachende Ereignis der ersten Stadtbefestigung niedergeschlagen haben.

In die Zeit erneuten Aufblühens, die für Deutschlands Nordosten in jedem Betracht so bedeutungsvolle Epoche Ottos I., fällt nun auch die engere Verbindung Halles mit Magdeburg. Im Jahre 961 hat der Kaiser dem schon 937 gestifteten Benediktinerkloster des heiligen Mauritius in Magdeburg den Gau Neletici — die südlichen Gebiete des heutigen Saalkreises —, Giebichenstein und „die übrigen Städte mit allen dazugehörigen salzigen und nichtsalzigen Gewässern, bebauten und unbebauten Ländereien, deutschen und slavischen Hörigen" geschenkt, und als dann i. J. 968 die Begründung des Erzbistums Magdeburg endlich vollzogen wurde, ging dieser ganze Besitz mitsamt dem Moritzkloster an den neuen Kirchenfürsten über. Ein im Februar 1913 bei Ausschachtungsarbeiten für das Vereinshaus zum H. Nikolaus in der Gegend der Alten Nikolaikirche aufgefundenes ottonisches Bronzebecken mit Gravierungen, aufgelegten gepreßten Kreuzstreifen und dem gleichfalls aufgelöteten Medaillonbildnis eines wohl Otto den Großen darstellenden Königs, ist als das erste erhaltene Sachdokument der Geschichte der Stadt zu betrachten.

Seit dieser großartigen Schenkung ist Halle, das bisher wohl Meißen militärisch unterstellt gewesen war, durch sieben Jahrhunderte, bis zum Beginn der preußischen Herrschaft (1680) kirchlich und politisch in bald engerer bald lockerer Zusammengehörigkeit mit Magdeburg verbunden geblieben.

2. Kapitel.

Die mittelalterliche Handelsstadt.

Auf die gründsätzliche Veränderung, die sich in den ersten drei Jahrhunderten seit der Anlage des Karolingerkastells an der Saale in den Lebensbedingungen Halles herausgebildet hat: die Entwicklung der Grenzfestung zu einer der wichtigsten Stapel- und Handelsstädte des deutschen Nordostens, fällt helles Licht durch die Berichte über die zweite Missionsreise des Pommernapostels Otto von Bamberg i. J. 1128.

Übereinstimmend geht aus den beiden Berichten, die uns über diese Reise vorliegen, hervor, daß Halle damals in weitem Umkreise den Markt beherrschte.

Hier nämlich war der Sammelplatz für die von Süden her eintreffenden Teilnehmer des Zuges, und auf der Hallischen Messe wurden die Vorräte der Expedition auf das Letzte ergänzt. Nicht nur große Mengen des kostbaren Salzes, sondern auch „Gold- und Silbergerät, Purpur und Byssus und herrliche Gewänder", wie Ottos Biograph sich ausdrückt, wurden hier aufgekauft, auf Schiffe verladen und so bis Havelberg geschafft. Aus einem Grenzgraben hat die Saale sich zu einem friedlichem Handelsverkehr dienstbaren Flusse entwickelt.

Wo damals die Kauf- und Warenhäuser gestanden haben, wissen wir nicht. Wahrscheinlich hat sich der Handelsverkehr zu Beginn des 12. Jahrhunderts noch auf dem Altmarkt der ältesten Siedelung „im Tale" abgespielt — vielleicht aber auch schon auf dem neuen, wenig nördlich und höher gelegenen heu-

tigen Marktplatz der „Bergstadt", die wahrscheinlich gerade um die Zeit der zweiten Missionsreise Ottos, während der Regierung des Kaisers Lothar (1125—1137) durch den die Doppelstadt umfassenden neuen Befestigungsring zusammengefaßt worden ist, dessen Raum die Stadt erst in jahrhundertelangem Wachstum ganz ausfüllen sollte.

Wie groß die Bedeutung Halles als Handelsstadt schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts gewesen ist, geht daraus hervor, daß die Stadt neben Köln, Erfurt, Quedlinburg und Magdeburg in dem großen Sammelwerk genannt wird, das der arabische Geograph Mohamed-el-Edrisi i. J. 1138 für den Normannenkönig Roger II. von Sizilien und Neapel begann, und endlich dürfen wir es auch als einen Beweis der inneren Kraft und der Zielbewußtheit der leitenden Männer betrachten, daß bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts der für jene Zeit außerordentliche Nutzbau einer langen steinernen Brücke über die Saale und ihre mehrere Inseln bildenden Nebenarme in Angriff genommen und durchgeführt wurde. Damit war der bisher durch die alljährlichen Überschwemmungen der Saaleniederung gefährdete Zugang in das reiche thüringisch-mansfeldische Hinterland dauernd gesichert.

In der großen Politik hat die Stadt trotzdem zunächst noch keine Rolle gespielt und nur in seltenen Fällen haben die deutschen Kaiser gelegentlich hier geweilt. Es ist doch nur ein rein lokales Ereignis, daß die Stadt, als es zu Ende des Jahres 1129 oder im Beginn des Jahres 1130 während der Anwesenheit der Gräfin Eilika von Werben, der Mutter Albrechts des Bären, zu einem blutigen Zusammenstoß zwischen der Bürgerschaft und dem Gefolge der Gräfin gekommen war, durch König Lothar besetzt und schwer gestraft worden ist. Im Jahre 1157 sammelte sich hier ein großes Reichsheer unter Heinrich dem Löwen, Albrecht dem Bären, dem Magdeburger Erzbischof und zahlreichen anderen weltlichen und geistlichen Herren, das von Friedrich Barbarossa gegen Boleslav von Polen

geführt wurde. Endlich, i. J. 1184 nahm Friedrichs Sohn, König Heinrich seinen Weg über Halle, als er im Auftrage des Kaisers als Schiedsrichter nach Polen zog. Wir dürfen annehmen, daß der König damals in Halle hoch aufgenommen worden ist, denn wenig später nach Heinrich VI. Tode in Messina (1197) hat die Stadt in den Kämpfen zwischen Heinrichs Bruder Philipp von Schwaben und dem welfischen Gegenkönig Otto IV., Heinrich des Löwen Sohn, treu zu der Sache des staufischen Hauses gestanden. In Halle, in dem Grenzgebiet zwischen dem welfischen Norden und dem staufischen Süden hat König Philipp i. J. 1201 durch Monate sein Standquartier gehabt, hier wurde im Januar 1202 ein großer Hoftag gehalten, und als Philipp dann doch weichen mußte, hat die Stadt Halle i. J. 1203 einer neunwöchentlichen Belagerung standgehalten und hat auch, als fünfzehn Jahre später noch einmal der Kampf zwischen Welfen und Staufen, Otto IV. und Friedrich II. Anhängern im Magdeburger Erzstift mit besonderer Heftigkeit tobte, nicht genommen werden können: der beste Beweis für die Festigkeit der inzwischen gewiß noch weiter ausgebauten Ummauerung aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts. —

Mit dem Übergang der Oberherrschaft über die Stadt an die Magdeburger Erzbischöfe (968) war diesen als wichtigstes Hoheitsrecht die bisher im Namen des Kaisers von den im Gau Neletici gebietenden Grafen ausgeübte Gerichtsbarkeit zugefallen. Als Vertreter des Erzbischofs übte sie nunmehr der Stiftsvogt aus, dessen Amt mit dem des erzbischöflichen Burggrafen in einer Hand lag. Deutlich erkennbar wirkt in der Form der Rechtsverhältnisse Halles die Urentwicklung des Gemeinwesens aus einer Doppelstadt nach. Zwei höchste Gerichtsbeamte vertreten in der Stadt den erzbischöflichen Burggrafen in der Ausübung seiner richterlichen Funktion, der Salzgraf als Gerichtsvorstand des Talgerichts für das älteste

Stadtgebiet in der Salzquellenniederung, der Schultheiß als Gerichtsvorstand des Berggerichts für das weitere Stadtgebiet auf der Höhe des heutigen Marktplatzes. Erst im Anfang des 18. Jahrhunderts, als unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. das preußische Verwaltungssystem nachdrücklich zur Geltung gebracht wurde, ist die damals immer noch in den letzten Resten der Doppelgerichtsverfassung fortlebende Erinnerung an die doppelstädtische Urentwicklung Halles vollständig getilgt worden.

Es ist weder möglich noch nötig, hier die zum Teil immer noch nicht völlig klar gestellten Einzelheiten der ältesten Hallischen Verfassungsgeschichte darzustellen. Genug, daß wir in den Schöppen, unter deren Beisitz die erzbischöflichen Beamten zu Gericht saßen, den ältesten Kern einer städtischen Geschlechteraristokratie zu erkennen haben. In der Hand der schöppenfähigen Bürger, der „Pfänner", lagen nämlich auch mit dem erblichen Lehensbesitz des Hauptertrags der Salzquellen die wesentlichen materiellen Machtmittel der Stadt. Aus der Mitte der Pfänner hat sich dann im Verlauf des 13. Jahrhunderts ein selbständiger Rat herausgebildet, der schon i. J. 1258 mit acht Unterschriften eine stadtverbindliche Urkunde ausstellt. Damit hatten die städtischen Interessen eine bedeutsame Befestigung erfahren: bald sollte der Rat bei seiner nachdrücklichen Vertretung der eigenen und der allgemeinen Vorteile in schwierige und langwierige Kämpfe mit den Landesherren, den Magdeburgischen Erzbischöfen, geraten.

Von der reichen kirchlichen Bautätigkeit, die sich in Halle während des 11. und 12. Jahrhunderts, der Epoche des romanischen Stiles, entfaltet hat — nicht weniger als acht Kirchen und Kapellen werden uns schon in den ersten Jahrzehnten des 12. Jahrhunderts namentlich aufgeführt — haben sich nur ganz geringe Spuren erhalten. Die durch Jahrhunderte auf eine vergleichsweise kleine Bodenfläche beschränkte

Stadt hat schon im 14. und 15. Jahrhundert notwendig werdenden Neubauten das vorhandene Alte geopfert, das Meiste ist dann im Beginn des 16. Jahrhunderts der Umgestaltung des ganzen Stadtbildes durch den Kardinal Albrecht von Brandenburg zum Opfer gefallen.

Vor allem das i. J. 1116 durch den Erzbischof Adalgoz begründete Augustinerkloster zum Neuen Werk, dessen romanisch-viertürmige Klosterkirche, auf lange Zeit hinaus das bedeutendste Bauwerk des weiteren Stadtgebietes, die Stadtsilhouette beherrschend auf den Höhen an der Saale bei dem heutigen Kirchtor gelegen hat.

Dieses Kloster hat auf das kirchliche Leben Halles lange Zeit einen entscheidenden Einfluß geübt, denn Adalgoz' Nachfolger, Rüdiger, übertrug dem Probst von Neuwerk das Archidiakonat über sämtliche damals bestehende Heiligtümer und zugleich das Schulrecht für die ganze Stadt. Durch vier Jahrhunderte hat seitdem der geistige Mittelpunkt Halles hier gelegen. Nur das ausschließliche Schulrecht des Neuwerker Probstes wurde schon ein Jahrhundert früher durchbrochen, als i. J. 1414 die Vorsteher der beiden Pfarrkirchen von St. Marien und St. Gertrud eine neue Schule begründeten und sich für diese die freie Wahl der Lehrer erwirkten; nur ihre Bestätigung behielt sich das Kloster auch dann noch als eine äußere Rechtsform vor.

An diese große Klostergründung im Norden der Stadt hat sich bald eine eigene Niederlassung, Neumarkt, angeschlossen, deren erst im Beginn des 19. Jahrhunderts politisch mit der Stadt Halle verbundene Gemeinde noch in der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts in der St. Laurentiuskirche ein eigenes Gotteshaus erhielt. Hier haben sich als ältestes Denkmal Hallischer Baukunst noch die durch Säulen mit skulpierten Kapitellen zweigeteilten Schallfenster der Glockenstube aus romanischer Zeit erhalten.

Ähnliche, wahrscheinlich von der gegen Ende des 12. Jahrhunderts im Norden der Stadt erbauten St. Ulrichskirche stammende Kapitäle sind in profanem Mauerwerk verbaut beim Abbruch eines Hauses in der kl. Ulrichstraße, die mit der gr. Ulrichstraße bis heute die Lage der i. J. 1531 niedergelegten Kirche bezeichnet, zutage gekommen.

Ob das romanische Portal, das als Abschluß der Arkade gegen Westen im Nordflügel, ob die zwei reich skulpierten Säulen, die im Ostflügel der Residenz Kardinal Albrechts verbaut sind, aus der 1533 abgebrochenen Neuwerk-Klosterkirche stammen, ist mit Sicherheit nicht zu sagen, dagegen ist heute noch in dem gotischen Neubau von St. Moritz der romanische Altartisch der älteren, 1156 begründeten Moritzkirche in Gebrauch, und an der Südwestecke dieser Kirche haben sich auch noch Baureste des 1184 begründeten Moritzklosters erhalten.

Wichtiger aber als alles dies, und etwa noch die romanischen Sockelgeschosse der vier Türme der heutigen Marktkirche, sind die sehr wahrscheinlich von den beiden romanischen Pfarrkirchen St. Gertrud und St. Marien stammenden bronzenen Portalbeschläge in Gestalt ringhaltender Löwenköpfe, von denen einer neben drei Nachgüssen sich heute an den neuen Predigerhäusern der Marktkirche befindet, während der andere (Abb. 5), in allen Formen breiter und wuchtiger gebildet, unlängst in das Moritzburg-Museum übertragen worden ist. In sich vollständig und unberührt sind sie die wertvollsten Überreste romanischer Kunst in Halle.

Endlich aber geht, um von dem Einzelnen und Zerstreuten auf das Allgemeine und Umfassende zu kommen, auch das Straßennetz der heutigen Altstadt in seinen Grundzügen gewiß schon auf diese früheste Blütezeit Halles als Handelsstadt zurück (vgl. Abb. 6).

Mit Unrecht wird das Spinnennetzgewebe der Straßen dieses alten Stadtkerns verzwickt genannt. Seine scheinbare Wirrnis

klärt sich mühelos auf, sobald man sie aus ihrem Entstehungszentrum zu begreifen sucht. Wie in ein Sammelbecken laufen in dem Marktplatz der Oberstadt, der damals nur das östliche Drittel der heutigen Platzbreite einnahm, die von Nordwesten, Norden, Nordosten, von Osten, Süden und Südwesten kommenden Hauptverkehrsadern der Klaus-, Ulrich- und Stein-



Abb. 5. Portalbeschlag
von der ehem. St. Gertraudenkirche.

straße, der Leipziger- und Schmeerstraße zusammen. Wie aus einem geräumigen Reservoir leiten sie aus dem Herzen der Stadt in alle Weltrichtungen hinaus.

Noch heute ist in diesem organisch gewordenen Straßennetz zu erkennen, daß der Hallische Markt ehemals Stapel- und Umschlagsplatz des Handels zwischen dem Westen und Osten, dem Süden und Norden des Reiches gewesen ist.

Zwischen diese Hauptstromläufe des Verkehrs, die großen Straßen ohne Ende, die in ihrem in großen, weichen Kurven weit sich hinausschwingenden Verlauf wirklich etwas stromhaft fließendes haben, schieben sich dann vermittelnd, wegabkürzend die darum naturgemäß kurzen und geraden Verbindungsstraßen ein.

Das 13. Jahrhundert ist die Zeit der Erneuerung des verweltlichten Mönchswesens. Von Italien aus haben die neugegründeten Bettelmönchsorden sich mit ihren das gesamte kirchliche Leben reformierenden Bestrebungen bald auch über Deutschland verbreitet.

Anders als die Serviten oder Marienknechte, die sich als Klausner zuerst auf den felsigen Höhen an der Saale nördlich des Giebichensteins niederließen, wo noch heute in dem Namen der „Klausberge" die Erinnerung an diese Einsiedlermönche fortlebt, obwohl das Kloster schon i. J. 1306 in die Gegend östlich der Stadt auf die Höhe des jetzigen Riebeckplatzes verlegt wurde, suchten die neuen Orden in der Absicht, durch volkstümliche Predigt auf die Menge zu wirken, gerade die großen Städte auf.

Schon zu Ende des 13. Jahrhunderts bestanden auch in Halle zwei Bettelmönchsklöster, das Barfüßerkloster der Franziskaner auf der Stelle der Universität, das der Barfüßerstraße den Namen gegeben hat, und das Kloster St. Pauli zum heil. Kreuz der vornehmeren Dominikaner, die sich auf der Höhe über der Saale ansiedelten, auf der fünf Jahrhunderte früher wahrscheinlich das karolingische Grenzkastell gelegen hatte.

Nur von diesem i. J. 1271 begonnenen, 1283 vollendeten Kloster sind noch ansehnliche Spuren in der jetzt freilich auch schon verfallenden Ostwand des Kreuzganges vorhanden. Vor allem aber ist die später von Kardinal Albrecht mit Kunstwerken reich ausgestattete und zur Stiftskirche erhobene, wohl erst im Beginn des 14. Jahrhunderts vollendete Klosterkirche

in ihrer Bausubstanz noch nahezu vollständig erhalten, freilich durch spätere Zutaten außen und innen verändert. Es ist das älteste noch vorhandene Bauwerk Halles, das einzige in der Stadt aus frühgotischer Zeit (Abb. 28 und 65).

Der grundsätzlichen Einfachheit der zum Predigtraum bestimmten Ordenskirchen entsprechend, ist der Bau turmlos und ohne monumentalen Schmuck in schlichtem Bruchsteinmauerwerk aufgeführt, achtjochig, durch achtseitige Pfeiler in drei gleich hohe mit einfachen Kreuzgewölben gedeckte Schiffe geteilt. Dem Mittelschiff ist vor dem in fünf Seiten des Achtecks geschlossenen Chor ein neuntes Gewölbejoch vorgelegt. Nur die das Rippengewölbe tragenden Konsolen zeigen bildhauerischen Schmuck: groteske, fast noch romanisch anmutende Fratzen und Tierfiguren und trocken gearbeitete frühgotische Blatt- und Blütenmotive, zum Teil Ergänzungen aus der Zeit des Kardinals Albrecht.

Auf dieses Dominikanerkloster gehen nun auch die ersten Spuren literarischer Tätigkeit in Halle zurück. Überall ist ja im frühen Mittelalter die Kirche, sind die Klöster die Hauptzentren des geistigen Lebens gewesen und in dem Dominikanerorden im besonderen ist im Laufe der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts die deutsche Mystik erwachsen, die in Meister Eckardt gipfelt. Ein Dominikanermönch des Hallischen St. Paulerklosters, Balduin, war ein leiblicher Bruder der Magdeburgischen Beguine Mechthild, der späteren Nonne des Cisterzienserinnenklosters in Helfta bei Eisleben, die zwischen 1294 und 1301 dort gestorben ist. Ihre wundervollen poetisch-mystischen Offenbarungen, die sie in Magdeburg und Helfta unter dem Titel „Das fließende Licht der Gottheit" niedergeschrieben, hat ein Ordensbruder jenes Balduin, Heinrich von Halle, noch zu Mechthilds Lebzeiten neu zusammengestellt und in das Lateinische übersetzt. So sehr es zu beklagen ist, daß der niederdeutsche Urtext der Offenbarungen Mechthilds, in denen uns die ritterliche Minnedichtung der blühenden Hohenstaufenzeit

ins geistlich-religiöse gewendet entgegentritt, verloren ist, in der alamannischen Umschrift Heinrichs von Nördlingen aus dem Jahre 1345 ist uns doch das Wesentliche der mystischen Dichtungen, wenn auch nicht in der ursprünglichen Ordnung, erhalten geblieben, als eine überaus wertvolle Quelle einer religiösen Strömung, die um die Wende des 13. zum 14. Jahrhundert mit den beiden Dominikanermönchen Balduin und Heinrich auch in dem geistigen Leben Halles Geltung gewonnen hat.

Fast um die gleiche Zeit treten neben die mystischen Poesien Mechthilds als ein Gegenpol literarischer Äußerungen der Epoche die mit dem Jahre 1266 beginnenden Aufzeichnungen des Hallischen Schöppenbuches, das mit seinen ganz sachlichen, ganz nüchternen Niederschriften der hier zur Verhandlung gekommenen Streitfälle und der Rechtsprüche des Hallischen Spruchkollegiums zu einer Quelle der Rechtsbelehrung geworden ist. Welch hohe Bedeutung dem in Anlehnung an das bald nach 1220 von dem Schöppen Eike von Repkow aus der Gegend von Magdeburg aufgezeichneten Rechtsbuch des „Sachsenspiegels" ausgebildeten Hallischen Recht beigemessen wurde, geht am deutlichsten daraus hervor, daß neben dem Magdeburgischen das Hallische Recht in der Folge mehrfach auch von auswärts, von den weiter vorgeschobenen Kolonialstädten des Ostens in Anspruch genommen worden ist. —

Drei Jahre nach dem Beginn der Aufzeichnungen des Hallischen Schöppenbuches trat eine wichtige Veränderung in der Verwaltung des höchsten strafrichterlichen Amtes in Halle ein. Seit dem Jahre 1135 hatte sich das Amt des erzbischöflichen Burggrafen in dem Geschlecht der Edlen von Querfurt fortgeerbt, i. J. 1269, unter Erzbischof Konrad II. ging es von dem letzten Querfurter Burggrafen Burchardt XI. käuflich auf die Herzöge von Sachsen-Wittenberg über, bei deren Hause es bis in den Anfang des 15. Jahrhunderts verblieb.



Abb. 6. Grundriß von Halle i. J. 1667 nach Gottfried Olearius' „Halgra



Bibliothec
Schöppenhaus
Roland
Staupseule
Markt
Pfanner Stube
Raths Keller
Rathhaus
Steinthor
S. Jacobs Capell
Galgthor
Rosmühle
S. Ulrichs Kirch
Alte Markt
Schülershoff
Trödel
Neustadt
Moritz Kirch
Strohoff
Raths Werder
S. Georgen Kirch
Lerchefelt
Leim grub
Nach Merseburg

aphia“.

Die sächsischen Herzöge mögen seltener in der Lage oder geneigt gewesen sein, ihre richterliche Amtsbefugnis in Person in Halle auszuüben, tatsächlich ist jetzt jedenfalls mehr und mehr der Hallische Schultheiß ihr Stellvertreter in der Ausübung der höheren Kriminalgerichtsbarkeit geworden. Es ist eine sehr ansprechende Vermutung, daß das Ereignis vom Jahre 1269 den Anlaß zu der Errichtung des Hallischen „Rolands" (Abb. 7) gegeben hat, der mit diesem Namen erst sehr viel später, nicht vor dem Jahre 1426 urkundlich genannt wird, nachdem die Erinnerung an seine ursprüngliche Bedeutung verloren gegangen war. Denn als Burggrafbild allein, als eine symbolische Darstellung des unter Königsbann bei dem Gericht auf dem Berge den Frieden wirkenden Burggrafen, erklärt sich die von allen anderen Rolandsdarstellungen abweichende Erscheinung des ungerüsteten, mit dem „Schapel", dem Blumenkranz, geschmückten Hallischen „Rolands". So wie er hier dargestellt ist, bekränzt, das bloße Schwert in den Händen haltend, verkündete der Burggraf den Dingfrieden, barhäuptig, ohne Wappenabzeichen, mit bloßen Händen, den Mantel über die Schultern gelegt, sollte er nach der Vorschrift des Sachsenspiegels das Gericht hegen.

Das heutige steinerne Bild ist freilich erst im Jahre 1718 oder 1719 von dem Hallischen Steinmetzen Bürger gearbeitet, augenscheinlich aber als eine genaue Kopie des älteren, 1718 auf dem Bauhof durch Feuer zugrunde gegangenen Holzbildes, dessen ursprüngliche Erscheinung es so getreu wiedergibt, daß eine Datierung des verlorenen Originals in die sechziger oder siebziger Jahre des 13. Jahrhunderts sehr wohl möglich ist. Das ist die Zeit, in der einer der größten Meister deutscher Plastik in dem benachbarten Naumburg die Stifterfiguren an den Pfeilern des Domchors schuf. Nur die zu Beginn des 18. Jahrhunderts vielleicht schon bis zur Unkenntlichkeit zerstörte Gürteltasche und Dolchscheide des alten Holzbildes hat der Kopist in zwei an Riemen hängende keilförmige Klötze

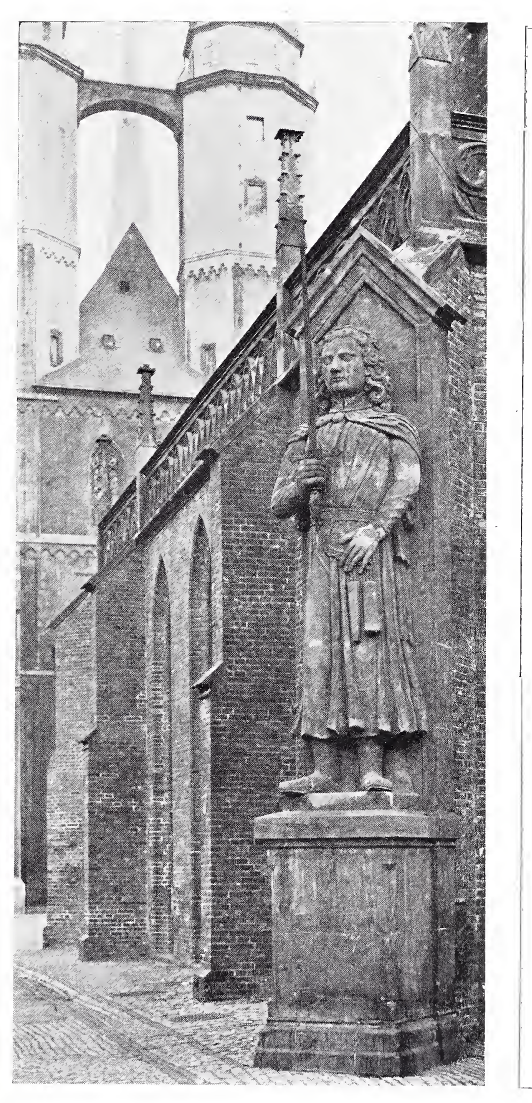


Abb. 7. Der „Roland“ von Halle.

verändert, die zu den seltsamsten Erklärungsversuchen Anlaß gegeben haben.

Immer mehr haben sich im Ausgang des 13. Jahrhunderts auch die wirtschaftlichen Kräfte der Stadt befestigt, dadurch, daß sich jetzt die großen Berufsgenossenschaften in sechs Innungen, die sehr bald nicht nur in der inneren, sondern auch in der äußeren Politik der Stadt eine bedeutsame Rolle spielen sollten, unter selbstgewählten Innungsmeistern zu festen Verbänden zusammenschlossen. Als ein Beweis für die achtunggebietende, auch außerhalb der Stadtgrenzen anerkannte Machtstellung Halles aber darf gelten, daß die Stadt nun auch dem großen Städtebund der deutschen Hansa beitreten konnte, als deren Mitglied sie zum ersten Male i. J. 1281 in einer von dem Rate selbständig ausgestellten Urkunde auftritt. Als ein Glied dieses umfassenden handelspolitischen Städtebundes hat der Rat von Halle seinen Blick für die weiteren Zusammenhänge städtischer Machtpolitik schärfen müssen, in Briefen und Urkunden, aus denen hervorgeht, wie weit die Handelsbeziehungen und Interessen der Stadt damals schon reichten — bis nach Flandern im Nordwesten und tief in das Kolonialgebiet des deutschen Ordensbundes nach Nordosten — hat die Stadt zu den Fragen, die ihr eigenes Lebensinteresse und das Lebensinteresse des Städtebundes berührten, Stellung nehmen müssen.

Während des 14. Jahrhunderts steht die Herrschaft der städtischen Aristokratie in Halle in voller Blüte. Mit erstaunlicher Zähigkeit und Energie hat dieses aristokratische Stadtregiment nun die Hoheitsrechte der Magdeburgischen Erzbischöfe immer enger einzuschränken gewußt.

Daß die Stadt stark und gefestigt aus dem 13. in das 14. Jahrhundert hinübergegangen ist, geht aufs deutlichste daraus hervor, daß ihre kraftvolle Entwicklung durch die große Feuersbrunst, die sie am Wenceslaustage des Jahres 1312

mit Ausnahme der festen kirchlichen Bauten so gut wie ganz zerstört hat, nicht in merklicher Weise aufgehalten worden ist.

Wahrscheinlich wurde gerade dieses zur Besinnung rufende Ereignis der Anlaß zu einer Befestigung und klareren Gliederung der Stadtgemeinschaft, wenigstens tritt mit dem Jahre 1314 neben die beiden älteren Gruppen des Rates und der Innungen als dritte die „Gemeinheit" der weder dem Rat noch den Innungen angehörenden Bürgerschaft, und wieder zwei Jahre später, von 1316 datiert die älteste bekannte Hallische „Willkür", d. h. die älteste Stadtordnung, in der die Stadt sich selbständig eine Verfassung gibt. Beglaubigt ist dieses Dokument durch das große Stadtsiegel mit der Umschrift Sigillum burgensium de Halle, dessen kräftig geschnittener, eine dreitürmige Mauerburg zeigender Originalstempel sich erhalten hat (Titelvignette), durch die Siegel des Tal- und des Berggerichts und durch die sechs kleineren Einzelsiegel der Innungen der Kramer, Schuhmacher, Bäcker, Fleischer, Schmiede und Futterer.

So groß danach der Rechtsanteil der Innungen an der Verwaltung der Stadt schon damals erscheinen könnte, die eigentliche Regierung hat zunächst doch sicher noch bei dem Rate allein gestanden. Er hat in den nun ausbrechenden Streitigkeiten mit den Magdeburgischen Erzbischöfen die Initiative ergriffen und die ganze Überlegenheit bewiesen, die einem auf feste politische Traditionen gestützten aristokratischen Regiment gegenüber der Traditionslosigkeit einer von allen Zufälligkeiten des jeweiligen Wahlergebnisses abhängigen Wahlregierung überall eigen ist.

Wir können diesen an inneren und äußeren Wechselfällen reichen Kampf, der durch volle zwei Jahrhunderte den Hauptinhalt der äußeren Stadtgeschichte Halles bildet, im einzelnen hier nicht folgen. Bald hat sich die Wage zugunsten der Stadt, bald zugunsten des Erzbischofs gesenkt. Mehrfach sehen wir Halle im Bündnis mit den bedeutendsten Nachbarstädten, vor

allem mit Braunschweig und Halberstadt, ja mit der Residenz der Erzbischöfe, der Schwesterstadt Magdeburg selbst. Bald wird der Streit auf dem Wege politischer Unterhandlungen geführt, bald kommt es zu blutigen Zusammenstößen und Belagerungen, bei denen sich dann zumeist der stiftische Adel mit dem Landesherrn gegen die aufsässige Stadt verbündet, ja einmal, i. J. 1325, also ganz im Anfang dieser Periode, kommt es gar zur Gefangennahme und Ermordung des Erzbischofs selbst.

Alle ihnen zu Gebote stehenden Gewaltmittel haben die Erzbischöfe gegen die planmäßig der vollen Selbständigkeit zustrebende Stadt zur Anwendung gebracht. Acht und Bann ist mehr als einmal über Halle verhängt worden, und Kaiser und Papst haben, durch Sondergesandtschaften von beiden Parteien angerufen, in den Streit eingegriffen.

Im Beginn des 15. Jahrhunderts war es nach mannigfaltigen Wechselfällen so weit gekommen, daß Halle unmittelbar an der Schwelle der Reichsunmittelbarkeit stand, daß der Stadt eigentlich nur noch die formelle Anerkennung der tatsächlich schon erreichten Freiheit fehlte. In einer neuen „Willkür" wurden damals die Rechtsbefugnisse zusammengefaßt, die die Stadt sich erkämpft oder sich doch wenigstens durch gewohnheitsmäßigen Gebrauch zugeeignet hatte.

In diesem Zeitpunkt kam nun alles darauf an, wie lange das herrschende Stadtregiment ungehindert durch innere Zwistigkeiten mit Zusammenfassung aller politischen Machtmittel sein Ziel weiter würde verfolgen können, und welche politischen Kräfte der erzbischöfliche Landesherr ihm entgegenzustellen haben würde.

Die bisherige Entwicklung der Dinge war zweifellos dadurch begünstigt worden, daß während des ganzen 14. Jahrhunderts in Magdeburg eine Reihe von Erzbischöfen von verhältnismäßig kurzer Regierungsdauer sich gefolgt war. Gerade jetzt aber, in dem entscheidenden Moment, wo von der Stadt noch der

letzte Schritt getan werden sollte, kam i. J. 1403 in Günther II. von Schwarzburg für volle zweiundvierzig Jahre ein Erzbischof zur Herrschaft, der als Glied eines alten und mächtigen thüringischen Dynastengeschlechts selbst mehr Krieger und Politiker als Kirchenfürst, ganz der Mann dazu war, mit aller Entschlossenheit der Machtstellung Halles entgegenzutreten.

Er griff sogleich an der empfindlichsten Stelle in die inneren Verhältnisse der Stadt ein, indem er das Amt des Salzgrafen, des obersten Gerichtsbeamten der Talstadt, in Widerspruch mit dem allmählich ausgebildeten Gewohnheitsrecht, das dem Erzbischof nur noch die Bestätigung des ihm vom Rat präsentierten Mannes zugestehen wollte, i. J. 1408 zunächst auf drei Jahre von sich aus besetzte, und zwar mit dem Angehörigen eines der reichsten und mächtigsten Hallischen Adelsgeschlechter, Hans von Hedersleben, der aus uns unbekannten Gründen mit seinen Standesgenossen politisch zerfallen gewesen sein muß.

Den letzten Anstoß zu offener Empörung gab der Erzbischof dadurch, daß er durch den Salzgrafen die Erneuerung der erzbischöflichen Münzgerechtigkeit erzwang. Als Hedersleben nach Ablauf der ersten drei Jahre durch Günther von neuem in seinem Amte bestätigt wurde, erhob der Rat, mit Recht oder Unrecht, den Vorwurf der Münzverschlechterung gegen den Salzgrafen. Hedersleben, in dem der Rat den Verräter der allgemeinen Sache sehen mußte, wurde unter Nichtachtung seiner Eigenschaft als erzbischöflichen Beamten als hallischer Bürger vor Gericht gestellt und nach tumultuarischem Prozeß bei den Salzquellen im Tale verbrannt.

Die Folge dieses gewaltsamen und widerrechtlichen Strafvollzuges war der offene Bruch mit dem Erzbischof. Wieder einmal in Acht und Bann getan hat Halle sich nur mit schwerem Geld von der Blutschuld loskaufen können.

Die Widerstandskraft der Stadt, deren Mauern einem feindlichen Angriff trotzten, war damit freilich noch nicht gebrochen,

ja, so seltsam es erscheint, die kluge Politik des Rates hat der Bürgerschaft gerade in dieser Zeit von Papst Johann XXIII. noch neue wertvolle Privilegien zu erwirken vermocht, die allerdings gleich wieder auf Betreiben des Erzbischofs durch kaiserliche Verfügung wesentliche Einschränkungen erfuhren. So sehen wir in diesen wirren Interessenkämpfen des späteren Mittelalters seltsam genug den Papst die Sache der Stadt, den Kaiser die Sache des Erzbischofs stützen.

Ungleich wichtiger für die weitere Entwicklung der Dinge in Halle aber war, daß der Friede im Innern nicht wieder hergestellt worden ist. Dadurch vor allem scheint auch die bis dahin so zähe Energie der Geschlechter in den äußeren Kämpfen gelähmt worden zu sein. Im Jahre 1427 kam es zu einer ersten offenen Empörung der Volkspartei gegen die faktische Alleinherrschaft der Geschlechter. In der Folge erscheint neben dem alten ein zweiter weiterer Rat, in dem die Gemeinheit der Bürgerschaft ihre Vertretung finden sollte. Zunächst freilich scheint die Macht des Rates damit noch nicht völlig vernichtet zu sein. Als er aber in einer Fehde zwischen dem Erzbischof und seiner Stadt Magdeburg, in der Halle auf Seiten der gleiche Ziele wie sie selbst erstrebenden Nachbarstadt mitkämpfte, i. J. 1434 einen Sonderfrieden mit dem Erzbischof abschloß, kam es zu einem neuen Sturm der Volkspartei gegen die nachgiebige Stadtregierung. Die Gemeinheit setzte den ganzen Rat gefangen und erzwang die Einsetzung einer aus dreißig Bürgern bestehenden Kontrollbehörde.

In allen diesen Wirren tritt uns immer wieder eine Persönlichkeit von entscheidendem Einfluß entgegen. Henning Strobart, der seit 1426 als Stadthauptmann der Stadt in ihren Kämpfen gegen den Erzbischof und in anderen Fehden bedeutende Dienste geleistet hat, dann aber, gestützt auf die Volkspartei die im Innern ausgebrochenen Wirren zu seinem eigenen Vorteil benutzt zu haben scheint. Strobart war ein Mann ganz von der Art der italienischen Kondottieri des 14.

und 15. Jahrhunderts, dem es schließlich nur nicht gelang, die Tyrannis in der Stadt aufzurichten. Auch mit der Volkspartei zerfallen, hat er endlich in die Verbannung gehen müssen, vor dem Ärgsten nur durch Kurfürst Friedrich von Sachsen geschützt, den der Kaiser zum Burggrafen des Erzstifts ernannt hatte.

Noch einmal wollte es unter Günther II. Nachfolgern, den Erzbischöfen Friedrich und Johannes scheinen, als ob Halle sich von den schweren Schlägen, die die Stadt in der ersten Hälfte des Jahrhunderts getroffen hatten, erholen würde. Jetzt ist es wirklich gelungen, das so heiß umstrittene Recht der Besetzung des Schultheißen- und Salzgrafenamtes von dem Landesherrn zu erkaufen, die Stadt aber war nun gegen Ende des 15. Jahrhunderts, vor allem wohl auch durch das Eindringen politisch traditionsloser Elemente in die Stadtregierung innerlich so geschwächt, daß sie der erstarkenden erzbischöflichen Regierung nicht mehr gewachsen war. Die Zeit konsequenter, von einem Parteiwillen geleiteter aristokratischer Stadtpolitik war endgültig vorüber.

Trotz aller Reformversuche war es nicht gelungen, den richtigen Ausgleich in den innerpolitischen Verhältnissen der Stadt zu finden. Der bittere Kampf der Volkspartei gegen die alten Geschlechter, der in Halle soviel später als in den meisten andern deutschen Städten zu offenem Ausbruch gekommen war, hat sich hier nun auch um so viel länger hingezogen. Er endete mit der völligen Unterwerfung der Stadt unter die Landeshoheit des Erzbischofs.

Schließlich war es die Volkspartei selbst, die den i. J. 1476 zur Regierung gelangten Erzbischof Ernst, den Sohn des sächsischen Kurfürsten gegen die Adelspartei zur Hilfe rief. Der Führer der Popolaren Jacob Weissack begab sich am 19. September 1478 selbst nach Giebichenstein, wo der junge Erzbischof sich aufhielt, bereit, in die inneren Wirren seiner Stadt einzugreifen.

Am andern Tage, einem Sonntag, übergab Weissack dem Giebichensteiner Hauptmann das Ulrichstor. Starke erzbischöfliche Truppen folgten nach und besetzten nach kurzer Gegenwehr die Stadt. Damit war die Selbständigkeit Halles auf immer vernichtet. Mit den schärfsten Gewaltmaßregeln, Verbannung und Vermögenskonfiskation ging die erzbischöfliche Regierung sogleich gegen die bisherigen Herrschaftsmächte vor: damals wurde das alte Hallische Patriziat vernichtet. Schon im Frühjahr 1479 wurde eine Regimentsordnung, 1482 eine neue „Willkür" erlassen, in der die inneren Rechtsverhältnisse der bezwungenen Stadt nun nach dem Gutdünken des siegreichen Landesherrn geregelt wurden.

Als letztes Zeichen der endgültigen Unterwerfung Halles aber erhob sich hart am Nordwestrand der Stadtbefestigung, zugleich als das letzte Bauwerk des Mittelalters während der Jahre 1484 bis 1503 die dem Stiftsheiligen des Erzbistums Magdeburg geweihte Sankt Moritzburg (Abb. 8).

Bei dem regen politischen Leben, das die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters in Halle erfüllt, bei dem Selbstgefühl, das die in jedem Sinne weitblickenden Leiter der Stadtgeschicke damals erfüllt hat, muß es Wunder nehmen, daß sich während dieser ganzen zweihundertjährigen Epoche keine bodenständige künstlerische Tradition ausgebildet hat, wenigstens soweit sich das heute noch an den spärlich erhaltenen Dokumenten bildender Kunst verfolgen läßt. Immer wieder müssen wir uns vergegenwärtigen, wieviel während des nächsten halben Jahrhunderts hier zugrunde gegangen ist. Zwei ganz verschiedene Mächte, Kardinal Albrecht von Brandenburg und die lutherische Reformation haben sich in Halle zur Zerstörung der künstlerischen Hinterlassenschaft des Mittelalters vereinigt.

So trümmerhaft aber auch der mittelalterliche Kunstbesitz

Halles erhalten ist, er bietet doch noch ein gut Teil des Wertvollen und Beachtenswürdigen.

Die Bautätigkeit zunächst ist während des 14. und 15. Jahrhunderts umfangreich genug gewesen. Von kleineren nicht mehr erhaltenen Kapellen, von dem i. J. 1341 begonnenen Hospital St. Cyriaci, das durch den Bau der Residenz Albrechts verdrängt wurde, von den später durch die Marktkirche ersetzten Kirchen St. Gertrud und St. Marien abgesehen, ent-

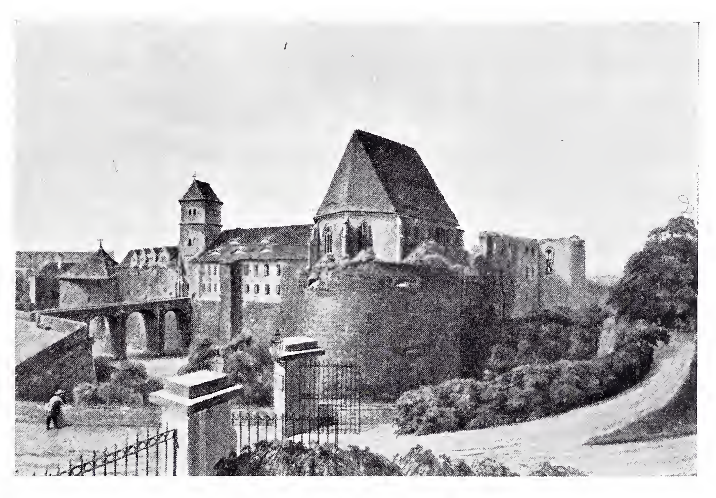


Abb. 8. Die Moritzburg von Nordosten.

Nach einem Aquarell von Albert Grell, um 1857.

standen jetzt zwei noch erhaltene Kirchen und vor allem der Rote Turm, an Profanbauten die älteren Teile des Rathauses und der große dreifache neue Mauerring, dessen Zug noch in seinem ganzen Verlauf deutlich erkennbar ist. —

Im Jahre 1339 fiel dem Mönchsorden der Serviten oder Marienknechte, die sich gerade dreißig Jahre vorher draußen vor den Toren im Osten der Stadt niedergelassen hatten, der Hof der Herren von Hagedorn in der Galgstraße zu. Von dem Kloster, das in der Folge hier erbaut wurde, sind in den

Pfarrgärten nur noch geringe Spuren vorhanden, die Klosterkirche — heute St. Ulrich in der Leipzigerstraße — ist im Wesentlichen unverändert erhalten (Abb. 9).

Der Bau hat sich lange hingezogen, doch wird er schon vor



Abb. 9. Inneres von St. Ulrich.

dem als Baubeendigungsdatum genannten Jahre 1496 in der Hauptsache fertig gestanden haben. Die ursprüngliche Holzdecke wurde über dem Chor und den anschließenden fünf östlichen Jochen erst i. J. 1510 durch ein massives Netzgewölbe ersetzt, während die das gleiche Gewölbemuster zeigende

Decke über den drei Westjochen erst i. J. 1674, wie der Chronist sagt „nur von kiefernen Holze aufgeführt, gekleibet und gegipst" wurde. Übrigens beweisen die im Stile des 14. Jahrhunderts figurierten Konsolen und die untersten Wölbungsschichten, daß von Anfang an mit einer allerdings einfacheren Rippendecke gerechnet war.

Der Bau ist aus Bruchsteinmauerwerk als eine einfache

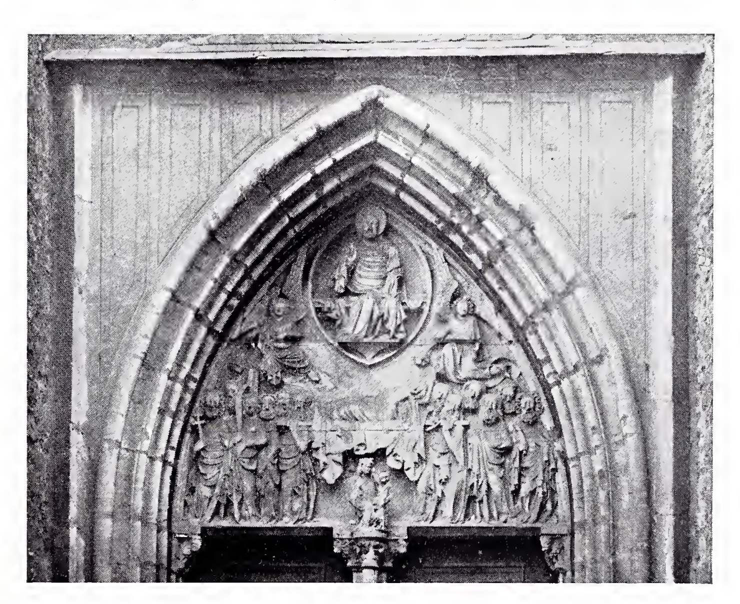


Abb. 10. Tympanonrelief des Vorportals von St. Ulrich.

turmlose Prediger-Hallenkirche mit Hauptschiff und nur einem nördlichen Seitenschiff aufgeführt, was der Raumwirkung etwas Unausgeglichenes, Hinkendes gibt. Vor 1400 muß er von dem Chor, der sich mit fünf Seiten des Achtecks absidial vor das Hauptschiff legt, mindestens bis zum sechsten Pfeilerpaar gediehen sein, denn hier ist, nach Norden gegen die Galgstraße gerichtet, das Hauptportal mit eingestuft profi-

liertem, absatzlos durchlaufendem Spitzbogenwände und großem figürlichen Tympanonrelief (Abb. 10) eingebaut, das Werk eines Bildhauers vom Ende des 14. Jahrhunderts, von dem andere Skulpturen in Halle nicht erhalten sind.

Es ist gewiß kein kunstgeschichtlich sehr belangreiches Denkmal deutscher Plastik, das den Stempel einer bedeutenden Persönlichkeit trüge. Doch aber ist es ein formgesättigtes Kunstwerk, aus dem die tiefe religiöse Erregung der Epoche deutlich spricht. Überall spürt man das die ganze Zeit bewegende Streben, aus der typischen Allgemeinform gotischer Stilisierung, aus dem monotonen Reichtum der gehäuften, weich geschwungenen, wie in bildsamem Ton modellierten Faltenmassen der Gewänder kräftigere Kontrastwirkungen zu entwickeln und wenigstens aus den asketischen Köpfen der Normalapostel individuell bestimmte Physiognomien herauszuschneiden.

Echt mittelalterlich verbindet die Szene Sinnliches und Übersinnliches. Unten bewegt sich so, wie die Marienknechte selbst wohl in feierlicher Prozession einen Reliquienschein zu tragen pflegten, von rechts nach links der langsame Zug der Apostel mit der Bahre der entschlafenen Maria. In der Höhe thront Gottvater in feierlicher Frontalansicht in spitzer Mandorla, die Rechte segnend erhoben, mit der Linken die auferstandene Seele Mariä in der Gestalt eines anbetenden Mädchens umfassend. Rechts und links füllen weihrauchfaßschwingende Engel mit ausgebreiteten Flügeln den Raum zwischen beiden Szenen. Über dem Pfeiler endlich, der das Portal teilt und die drei horizontal geschichteten Tafeln des Tympanonreliefs mit löwenförmigen Konsolen stützt, sitzt die als Freifigur gearbeitete Jungfrau als Mutter mit dem Kind im Arm, das ihr kindlich zutraulich nach der Krone greift.

Etwa in denselben Jahren, in denen diese Bildwerke entstanden sein werden, wurde auch im Südwesten der Stadt größere Bauarbeiten begonnen. Es galt (1381) die alte romanische Pfarrkirche St. Moritz durch einen geräumigeren und

lichteren gotischen Neubau zu ersetzen. Im Gegensatz zu den beiden in Bruchsteinmauerwerk erbauten Mönchskirchen der Dominikaner und Serviten ist man hier bei einer der vier Hauptpfarrkirchen der Stadt mit entschiedener Opulenz vorgegangen, indem man den ganzen Bau in regelrechten Hausteinquadern aufführte und die Chorpartie außen mit reicher Bildhauerarbeit schmückte (Abb. 11).



Abb. 11. Carl Gottlieb Senff. Moritzkirche und Moritztor 1793.

Nach einem Aquarell im Moritzburg-Museum.

Das mag denn auch der Grund dafür gewesen sein, daß der Bau nicht in einem Zuge vollendet wurde. Nach Beendigung der Chorpartie und der anschließenden vier Ostjoche um die Jahrhundertwende, brach man den romanischen Chor ab und verband den neuerrichteten Teil mit dem alten Langhause. So bestand die Kirche denn eine Zeitlang aus einem romanischen Westteil, an den sich der lichte und hohe gotische Hallenchor anschloß. Erst nach dem Jahre 1454 wurde der

gotische Bau, nun aber in einfacherer Fom nach Westen fortgeführt: der Schlußstein des westlichen Portals auf der Nordseite trägt die Jahreszahl 1481. Die Jahreszahlen 1504 und 1508 an den mittleren Pfeilern des Hauptschiffes werden den Zeitpunkt der Baubeendigung geben. Erst i. J. 1510, in demselben Jahre also, in dem die Einwölbung der Servitenkirche geschah, wurde auch das Netzgewölbe der Moritzkirche im hohen Chor beendet. Zum Ausbau der beabsichtigten beiden Türme im Westen, die hart über der Saale aufragend starke Wirkung hätten tun müssen, ist es nicht mehr gekommen.

Dieser Neubau von St. Moritz ist der weitaus reichste Kirchenbau Halles geworden (Abb. 12). Bildlichen Schmuck zeigt zunächst das in den Schatten eines zwischen die beiden benachbarten Strebepfeiler eingespannten Lilien-Zackenbogens zurücktretende Gewände des östlichen Portals der nördlichen Langschiffseite, das der ersten Periode des Neubaus angehört. In der Hohlkehle des Spitzbogens sitzen hier auf Konsolen unter Baldachinen zwei Figuren mit Spruchband und Buch, darüber folgen zwei Paare musizierender Engel, am Schlußstein schwebt ein Engel mit dem Schweißtuch Christi; unter dem Bogenansatz haben in Nischen rechts und links noch zwei jetzt verschwundene Standfiguren ihren Platz gehabt.

Weiter sind am Außenbau alle Freiflächen der in zwei nach oben verjüngten Absätzen aufsteigenden Strebepfeiler am Chor und den ersten Langschiffpfeilern mit Blendarkaden und Maßwerk-Spitzgiebeln belebt. Ebenso überzieht Maßwerk in abwechselnder Musterung die Hochwände über den hinter freigearbeiteten Vorhangbogen zurücktretenden Fenstern. An den Stirnseiten der Strebepfeiler standen in der Höhe der Fensterbänke auf niedrigen Konsolen unter kurzen Baldachinen zwölf Sandsteinfiguren der Apostel (Abb. 12), von denen nur vier noch — am Hauptchor — erhalten sind. Endlich besetzte in einer dem bloßen Auge kaum noch erreichbaren Höhe eine Reihe von Heiligenfiguren, auf rechts und links von den die Kiel-

bögen der Fenster bekrönenden Kreuzblumen aus der Wand vorspringenden figurierten Konsolen auch die Hochwände der Chorpartie. Nur eine Figur, gerade die des Titelheiligen der Kirche, St. Moritz steht bis heute auf ihrem alten Platz

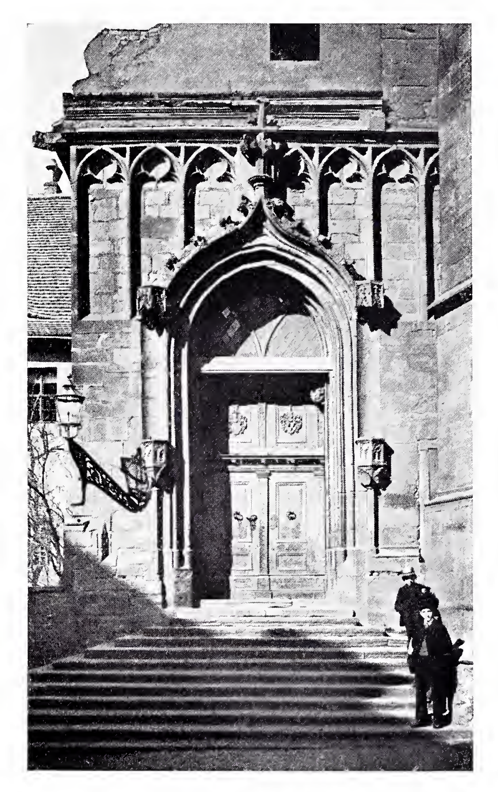


Abb. 12. Portal von St. Moritz.

auf der Nordseite des Hauptchors, alle andern sind verloren und auch die Mehrzahl der Konsolen ist bis zur Unkenntlichkeit verwaschen und verwittert.

Am besten erhalten und ihrem Inhalte nach zugleich von besonderem Interesse sind die Konsolen am nördlichen Seiten=



Abb. 13. St. Paulus am Außenchor von St. Moritz.

chor. Hier ist an sechs Konsolen freilich sehr abgekürzt die Anbetung Christi durch die heiligen drei Könige dargestellt. Ganz links erscheint das Kind in ganzer Figur nach Kinderart auf allen Vieren kriechend (Abb. 14), wo ihm rechts der Kopf Marias mit breitem geperltem Kronreifen gegenübersteht. Weiter nach rechts folgen die Köpfe der drei Könige, neben denen immer eine, das Geschenk haltende Hand hervorsieht. Der Kopf eines Dieners neben dem eines Pferdes macht den Beschluß.

Seit dem Ausgang des 13. Jahrhunderts begegnet die Auflösung geschlossener Gruppen in Einzelfiguren öfters in der deutschen Kunst — der berühmte „Reiter" im Bamberger Dom hat wahrscheinlich auch zu einer Gruppe der Anbetung des Kindes gehört —, für die befremdliche Erscheinung aber, daß die Figuren in so abgekürzter Form wie hier auf Statuen tragende Konsolen verteilt sind, ist bisher nur ein weiteres Beispiel, die Darstellung der

Verkündigung an der Stirnseite des Riesentores am Stefansdom in Wien, bekannt geworden.

Es ist von besonderem Interesse, daß uns gerade bei dieser wertvollsten Hallischen Kirche auch die Namen der Bauleiter bekannt sind. Eine Versinschrift an dem südlichen Pfeiler des Hauptchores nennt mit dem Jahre der Baubeendigung — 1388 — als „rectores" Petrus von Mortal und Conradus von Einbeck. Daraus, daß der Name des letzteren außerdem fünfmal an Bildwerken im Innern der Kirche in Verbindung mit den Jahreszahlen 1411 und 1416 wiederkehrt, geht hervor,



Abb. 14. Konrad von Eimbeck.
Christuskind. Außenchor von St. Moritz.

daß wir in Peter von Mortal den eigentlichen Architekten, in Konrad von Einbeck den Bildhauer des gotischen Chorbaues zu sehen haben, der während einer Zeit von nahezu dreißig Jahren hier tätig gewesen ist.

Freilich unterscheiden sich die Figuren am Außenbau der Kirche so wesentlich im künstlerischen Stil von den Skulpturen im Innern, daß wir sie ohne die Inschrift, die Conrads Beteiligung an dem Chorbau schon für das Jahr 1388 festlegt, sicher nicht einer Hand zuweisen würden. Ja trotz der Inschrift ist die Möglichkeit nicht von der Hand zu weisen, daß die



Abb. 15. Konrad v. Einbeck, St. Moritz 1411.

Skulpturen an dem Nordportal und den Chorpfeilern von einem andern Bildhauer herrühren. Es wäre dann anzunehmen, daß Konrad von Einbeck sich erst im Verlauf der Bauausführung zum Bildhauer entwickelt hat, und daß ihm am Außenbau von dem Erhaltenen nur die Konsolen an den Hochwänden des Chores zuzuweisen sind, die in der ungewöhnlichen Gestaltung des Motivs und in dem frischen Realismus der künstlerischen Darstellung eine bedeutendere Persönlichkeit erkennen lassen.

Bei der Lückenhaftigkeit unserer Kenntnis der wichtigen Übergangsepoche vom 14. zum 15. Jahrhundert bedeutet jede in ihrer Besonderheit klar erkennbare Künstlerindividualität einen Gewinn, und Konrad von Einbeck hat in Halle, auch wenn wir von dem ihm nicht mit Sicherheit zuzuweisenden ganz absehen, eine überaus mannigfaltige Tätigkeit entfaltet. Zu den erhaltenen Arbeiten, einer Statue des heiligen Mauritius vom Jahre 1411 (Abb. 15), einem Christus als Schmerzensmann (Abb. 16) von 1416, einer klagenden Maria (Abb. 17), einem

Abb. 16. Konrad von Einbeck, Ecce homo 1416 in St. Moritz.

Abb. 17. Konrad von Einbeck, Mater Dolorosa in St. Moritz.

Christus an der Martersäule, einem kleinen Relief mit der Anbetung des Kindes und einem freilich nicht inschriftlich beglaubigten Porträtbrustbild, das aber gewiß mit Recht als ein Selbstbildnis des Künstlers betrachtet wird, haben ehemals vielleicht noch andere Figuren gehört, wenn die klagende Maria wirklich aus einer Kreuzigungsgruppe stammt.

Keine der großen Figuren Konrads ist als Freiskulptur gearbeitet. Sie leiden alle noch unter dem echt mittelalterlichen, die freie Gliederbewegung hemmenden Wand- ja Nischenzwang, von dem sich die deutsche Plastik erst nach einer langen weiteren Entwicklung ganz hat befreien können. Trotz mancher Unterschiede im einzelnen zeigen die Bildwerke alle einen sehr ausgeprägten, derben, ja handfesten Stil der Formgestaltung. Bei den Leidensfiguren ist das Grausige der blutausströmenden Wunden und der grimassierenden Verzerrung des tränenbenetzten Gesichts im Ausdruck des Affekts mit augenscheinlicher Absichtlichkeit aufgesucht. Überhaupt ist dem härteren Sinn der Zeit entsprechend der Nachdruck mehr auf das körperlich-materielle als auf das seelische der Form gelegt.

Gehaltener und reicher zugleich ist der Künstler in dem Idealbild des heiligen Mauritius aus dem Jahre 1411. Er mag damals, etwa fünfzigjährig, auf dem Höhepunkt seines Könnens gestanden haben. Innerlich vielleicht selbst weniger stark beteiligt und künstlerisch im gleichen Maße freier, hat er dem Heiligen die Gestalt eines Ritters im Vollharnisch mit dem modischen Schellenbehang am Gürtel gegeben, der wie alles andere Detail der zierlich bunten Tracht, wie das volle stutzerhaft gelockte Haar mit aller Sauberkeit dem Leben nachgeschaffen ist.

Vielleicht wird aber doch auch dieses äußerlich so viel prächtigere Werk des Künstlers noch durch das ganz gehaltene, in die Wand des nördlichen Nebenchors vermauerte Selbstbildnis (Abb. 18) übertroffen. Hier ist in der ganz kunstgemäßen Verarbeitung des Vorwurfs, in der Verschmelzung der vielen

kleinen Einzelzüge des Lebens zu einer neuen künstlerischen Einheit, eine nicht nur für die Zeit, sondern absolut beträchtliche Höhe gewonnen. Es ist ein im Sinne des Bildhauers ganz stilvolles Werk aus einem Guß.

Mit Recht durfte ein Künstler, der sich selbst so objektiv,



Abb. 18. Konrad von Eimbeck, Selbstbildnis in St. Moritz.

so als Künstler den Menschen zu sehen und abzubilden vermochte, stolz seinen Namen unter seine Werke setzen. Uns liefert die ausführliche Selbstbezeichnung der Werke und dieses Künstlerbildnis, die Tatsache, daß schon um die Wende des 14. zum 15. Jahrhundert das Selbstgefühl eines einzelnen sich zu dem ganz renaissancemäßigen Anspruch auf die Anerkennung

seines Persönlichkeitswertes verdichten konnte, den bündigsten Beweis für die frische aufstrebende Lebenskraft der Epoche. —

Im Jahre 1825 wurde bei Gelegenheit einer Reparatur der große mit 246 fußlangen Spitzen besetzte Bekrönungsknopf des Roten Turmes (Abb. 19) geöffnet. In ihm fand sich in einem zinnernen Kästchen neben einer Urkunde vom Jahre 1659 eine Anzahl von Reliquienpartikeln älterer Zeit nebst der Schlußurkunde des Baues vom 24. Juli 1506. Sie besagt, daß der Turm „zur Ehre des allmächtigen Gottes, der unbefleckten Jungfrau Maria und aller himmlischen Bürger sowie zur Zierde der hochberühmten Stadt Halle, der ganzen Gemeinheit, ja der ganzen Umgebung errichtet sei, zur Abwehr der Scharen böser Geister, die zur Zeit der Stürme zumal und der Gewittergüsse, wenn die Gestirne aufflammen, die Blitze zucken und der Donner rollt, bereit sind, sich auf die Schar der Diener Christi zu stürzen".

Es ist nicht wunderbar, daß in diese Zeit, in der nicht nur das persönliche Leben des einzelnen, sondern auch das öffentliche Leben der Gesamtheit in ganz anderem Maße als heute kirchlich-religiös gebunden war, die Aufführung der religiösen Baumotive so breiten Raum einnimmt. Viel wichtiger ist es, daß das profane Ruhmmotiv daneben so vernehmlich zu Worte kommt. In der Tat war ja der Bau des Roten Turmes, der seinen märchenhaft klingenden Namen von der Stätte des an seinem Fuß tagenden Blutgerichts erhalten hat, von keiner praktischen Notwendigkeit diktiert. Zweckbauten im materiellen Sinne des Wortes waren die i. J. 1474 südlich der Moritzburg aufgeführte Wasserkunst und das alte zu Festversammlungen bestimmte i. J. 1486 bis 1506 erbaute Ratskellergebäude, das mit seiner breiten geschlossenen Baumasse jahrhundertelang die Südseite des Marktplatzes beherrscht hatte, bis es zu Ende des 19. Jahrhunderts einem Neurenaissancebau hat weichen müssen — die Marienkirche aber, an der seit dem Ende des 13. Jahrhunderts gebaut wurde, hatte ebenso wie die romanische Ger-

trudskirche in nächster Nähe schon ihr fertiges Turmpaar. In der Tat ist der Rote Turm vielmehr aus dem Kraftüberschuß einer nach dem Außerordentlichen strebenden monumentalen Baugesinnung entstanden. Die alte Hallische Aristokratie hat sich in diesem stolzen Bauwerk selbst das unvergänglichste Denkmal gesetzt.

Eine so feine Berechnung der Wirkung aller Formen ihm



Abb. 19. Durchblick auf den Roten Turm durch die Kleinschmieden. Nach einem Kupferstich.

zugrunde liegt, ihm haftet doch, wie jedem vollkommenen Kunstwerk nichts Künstliches an. Wir kennen den Namen des Mannes nicht, der den Entwurf zu diesem schönsten Bauwerk Halles und einem der schönsten spätmittelalterlichen Bauwerke Deutschlands geschaffen hat, und so tritt er uns auch in dieser Hinsicht ganz unbelastet von allen wissenschaftlichen Hypothesen entgegen: „frei und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen."

Auf rechteckigem massivem Sockelgeschoß erhebt sich in zwei Absätzen das achtseitig abgefaßte nach allen Seiten in dem Filigranwerk großer Maßwerkfenster geöffnete Glockengeschoß, über dem das Dach mit fünf spitzen Türmen aufgiebelt, deren kupfergrüne Bedachung so unübertrefflich zu jeder Wetterstimmung unseres Himmels stimmt. Von der Breitseite des Sockels gesehen wuchtig auflastend, von der Schmalseite gesehen schlank und leicht aufstrebend bietet der immer gleiche Bau hundert verschiedene Ansichten, die ihn in immer überraschenden Überschneidungen stets lebendig und neu erscheinen lassen.

Die fünf Jahrhunderte, die seit seiner Begründung i. J. 1418 vergangen sind, haben in Halle keinen nach irgendeiner Hinsicht an künstlerischem Wert vergleichbaren Bau hervorgebracht. Immer noch bleibt ihm, freilich in anderer Art, als die alte Urkunde meinte, die Mission zu erfüllen, schädliche Geister abzuwehren: was wäre, ernsthaft gesprochen, Halle ohne diesen Turm, der wie sonst nichts Liebe zu der alten „hochberühmten Stadt" zu erwecken vermag? —

Seltsamerweise schweigen die Urkunden fast ganz über den Bau des in späteren Jahrhunderten mehrfach veränderten Rathauses. Die Ratskapelle zum heiligen Kreuz (Abb. 20), von der ein Teil des i. J. 1501 eingewölbten Schiffes in dem jetzigen Nordteil des Rathauses — freilich bis zur Unkenntlichkeit der ursprünglichen Form verändert, eingebaut ist, ist bereits vor dem Jahre 1327 begründet. Im Jahre 1401 wurde ein, jetzt in das Wagegebäude aufgegangener Turm als „eines ehrbaren Rates Archiv und sogenannte Clausur" begonnen. Der Hauptbau gegen Süden aber entstand erst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Zwischen ihm und der Ratskapelle trat ehemals eine offene, über zierlich profilierten Rippen gewölbte Laube weiter als der jetzige Renaissancealtan vor. Als i. J. 1501 ein Erweiterungsbau des Rathauses nötig wurde, hat man ihn in einfachem Bruchsteinmauerwerk ausgeführt.



Abb. 20. Chor der Ratskapelle zum hl. Kreuz.
Nach einem Aquarell von Albert Grell 1857.

Aus dieser Zeit stammen also der Kapellenausbau an der Nordwestecke und die Turmgeschosse mit spätgotischen Gardinenfensterumrahmungen. Auch die schöne Sandsteinfigur der heiligen Helena, der Kreuzesauffinderin, auf deren Konsole ein schwebender Engel das aus der Mondsichel zwischen zwei Sternen bestehende Stadtwappen trägt, wird damals entstanden sein, ebenso wie eine Figur der Maria mit dem Kinde, die aus unbekanntem Grunde von der gegenüberliegenden Ecke des Wagegebäudes in den Hof der Wage versetzt worden ist.

In allen den kirchlichen Gebäuden, die während des 14. und 15. Jahrhunderts an die Stelle älterer traten oder ganz neu gebaut wurden, hat sich im Verhältnis zu dem, was ursprünglich vorhanden gewesen sein muß, an Kultgeräten und Ausstattungsstücken nur noch sehr weniges erhalten.

Der steinerne Altartisch mit Blendmaßwerk in der Servitenkirche (jetzt St. Ulrich) wird bald nach der Gründung der Kirche (1334) geweiht worden sein. Die ebendort erhaltenen Teile des ursprünglichen Chorgestühls mit geschnitzten Drachenfiguren an den Wangen der Hochsitze stammen aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Die einzigen beiden, vollständig erhaltenen Wandelaltäre Hallischer Kirchen mit Heiligengemälden auf den Flügeln, geschnitzten Figuren im Schrein und in der hoch aufgebauten überkünstlichen Maßwerkbekrönung des Mittelteils sind wesentlich später. Der über den Durchschnitt sächsisch-thüringischer Arbeiten sich kaum erhebende Hochaltar der Servitenkirche ist von 1488 datiert, der künstlerisch wertvollere in St. Ulrich ist i. J. 1511 von Georgius Ihener von Orlamünde gearbeitet. In der heutigen Marktkirche hängt — der letzte Rest wahrscheinlich eines Altars der alten Marienkirche — ein interessantes Tafelbild mit der Darstellung der Wechsleraustreibung aus dem Tempel vom Jahre 1494.

Wertvoll sind endlich zwei bronzene Taufkessel in der Serviten- und der Marktkirche (Abb. 21). Beide zeigen nur ganz geringe Abweichungen in den das eigentliche Taufbecken tragen-

den vier Vollfiguren und den die Außenwandung der Kessel schmückenden, unter gotischen Blendarkaden stehenden Relieffiguren Christi und der Apostel, beide sind nach dem Wortlaut der Inschrift im Jahre 1430 von Ludolf von Braunschweig und seinem Sohne Heinrich in Magdeburg gegossen. Wir



Abb. 21. Bronzener Taufkessel von 1430 in St. Marieen.

müssen daraus schließen, daß damals eine eigene Gießhütte in Halle noch nicht bestanden hat.

Das einzige freiplastische Bildwerk, das sich aus dem 15. Jahrhundert auf freiem Platze erhalten hat, ist ein steinerner Betstock, der auf einer von gefügtem Quaderuntersatz getragenen maßwerkbekrönten Rechteckplatte einerseits die Darstellung der Kreuztragung, andererseits den Gekreuzigten mit

Maria, Johannes und Maria Magdalena zeigt. Das aus dem Jahre 1455 stammende Bildwerk, „halb Wegekreuz, halb Altaraufbau", ist in den Anlagen des Riebeckplatzes zunächst dem Bahnhofe gar zu versteckt aufgestellt.



Abb. 22. Silber-vergoldeter Kelch aus der Marienkirche in Halle a. S.
Nürnberg, german. Nationalmuseum.

Die gotischen Abendmahlskelche, die in den Hallischen Kirchen heute noch bewahrt werden, sind ausnahmslos ganz schlicht in der Form. Der schönste, aus der Marienkirche stammende Kelch ist in das germanische Nationalmuseum ge-

langt (Abb. 22). Ein ganz eigenes Geschick endlich hat über dem heute im Moritzburgmuseum bewahrten Reliquiarium der alten Rathauskapelle zum heiligen Kreuz mit Gravierungen auf den Verschlußplatten der Reliquienkapsel gewaltet. Bis zur Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes wird es in der Kapelle in Gebrauch gestanden haben, dann wurde es in eine Wandnische vermauert, aus der es erst i. J. 1669 bei Gelegenheit eines Umbaues wieder zutage gekommen ist. —

Die einzigen Überreste der gewaltigen Stadtbefestigung Halles (Abb. 23), die im wesentlichen im 14. und 15. Jahrhundert ausgebaut sein wird, später freilich mehrfach noch erneuert sein muß, bilden heute der Leipziger Turm (Abb. 2) im Osten, einige wenige Reste der inneren Mauer auf der Südseite, den Franckischen Stiftungen gegenüber und eine Schießscharte im Südwesten bei den Pfarrgärten von St. Moritz, die schon vor hundert Jahren, als dort der junge Wilhelm von Kügelgen mit dem Lorchen spielte, halb verfallen und „von einer Fülle wilder Blumen, Kamillen, Campanulen und wilder Salbei" überwuchert war.

Der ehemalige Zug des nur im Westen, auf der vom Fluß geschützten Saaleseite einfachen, im Norden, Osten und Süden dreifachen, von vierzig Türmen und Warten, an den Toren von ausgebildeten Torkastellen unterbrochenen Mauerringes ist im Verlauf der Promenaden und des Moritzzwingers noch heute deutlich zu erkennen. Aus der spätmittelalterlichen Angriffstechnik, die auch in der ersten Zeit nach Erfindung der Feuerwaffen die Entscheidung im Sturm und Nahkampf suchte, erklärt es sich, daß man es wagen durfte, die der Stadt im Osten unmittelbar vorgelagerten Höhen des Martinsberges außerhalb der Befestigungslinie zu lassen. Hier an der bedrohtesten Angriffsstelle erhebt sich als Ausschau die mächtige Säule des Leipziger Turms, an dem auch heute noch die Bedeutung der mittelalterlichen Stadt als Festung unmittelbar zu ermessen ist (vgl. Abb. 7).

Jetzt, im Ende dieses Zeitabschnittes legte sich nun an diesen für sich allein schon festen Mauerring die Moritzburg, den Zugang in die Stadt von der Seite der erzbischöflichen Burg Giebichenstein her, das Ulrichstor, deckend: ein fester Riegel für den von außen angreifenden Feind und eine Zwingburg zugleich. Die im letzten Winter auf dem Hof der Burg angestellten planmäßigen Grabungen haben das überraschende



Abb. 23. Abgebrochener Mauerturm an der Gerbersaale i. J. 1886.

Ergebnis gehabt, daß der Bau sich nicht auf eine über der Saale aufsteigende gewachsene Höhe stützt. Vielmehr ist die Hochfläche des Burghofes, der auf drei Seiten von mächtigen Gewölbesubstruktionen umbaut ist, durch Erdaufschüttung gewonnen worden. Der trümmerhafte Zustand, in dem die Moritzburg auf die Gegenwart gekommen ist, läßt trotz der Hilfsmittel, die die älteste, aus der Zeit kurz vor der Zerstörung stammende Abbildung an die Hand gibt, alle Ver-

mutungen über die ursprüngliche Gestalt des Baues in der Luft schweben. Nur so viel ist wohl sicher, daß die Wohngemächer und Festhalle des Erzbischofs in dem der Angriffsseite abgekehrten Hauptbau an der Saale gelegen haben, zu dem das Hofportal mit seiner Maßwerkbekrönung in dem reichen ornamentalen Stil der flammenden Spätgotik vom Hof aus den Zugang vermittelt. Seit Jahrhunderten dachlos,

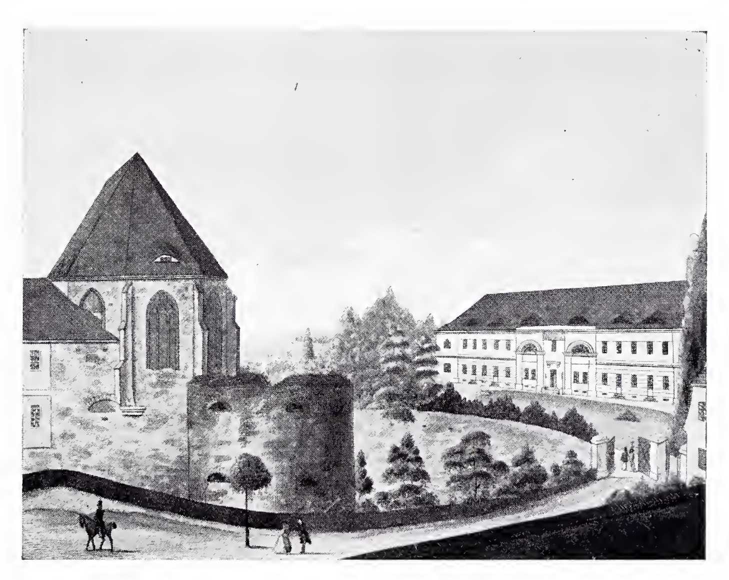


Abb. 24. Die Magdalenenkapelle der Moritzburg und die alte „Loge zu den drei Degen“.

ist dieser ruinenhaft erhaltene, schönste Teil der Burg in eine üppige Gartenwildnis verwandelt.

Die Bauten, die uns die früheren Jahrhunderte hinterlassen haben, haben etwas Unverwüstliches. Ihre letzten Wirkungen können durch keine noch so tief in den Kern einschneidenden Zerstörung, kaum durch eine künstliche Erneuerung ganz vernichtet werden. Immer noch übt auch hier, zumal abends, wenn die

hereinbrechende Dämmerung die großen Massen fester bindet, oder nachts, wenn die Wucht der Silhouette sich geschlossen von dem helleren Himmel abhebt, der von dem breiten Kegeldach des südlichen Eckturms und dem hohen Dach der Burgkapelle flankierte zierliche Mittelturm der Ostfront, übt die aufragende vielfenstrige Saalefront eine unzerstörbare Wirkung.

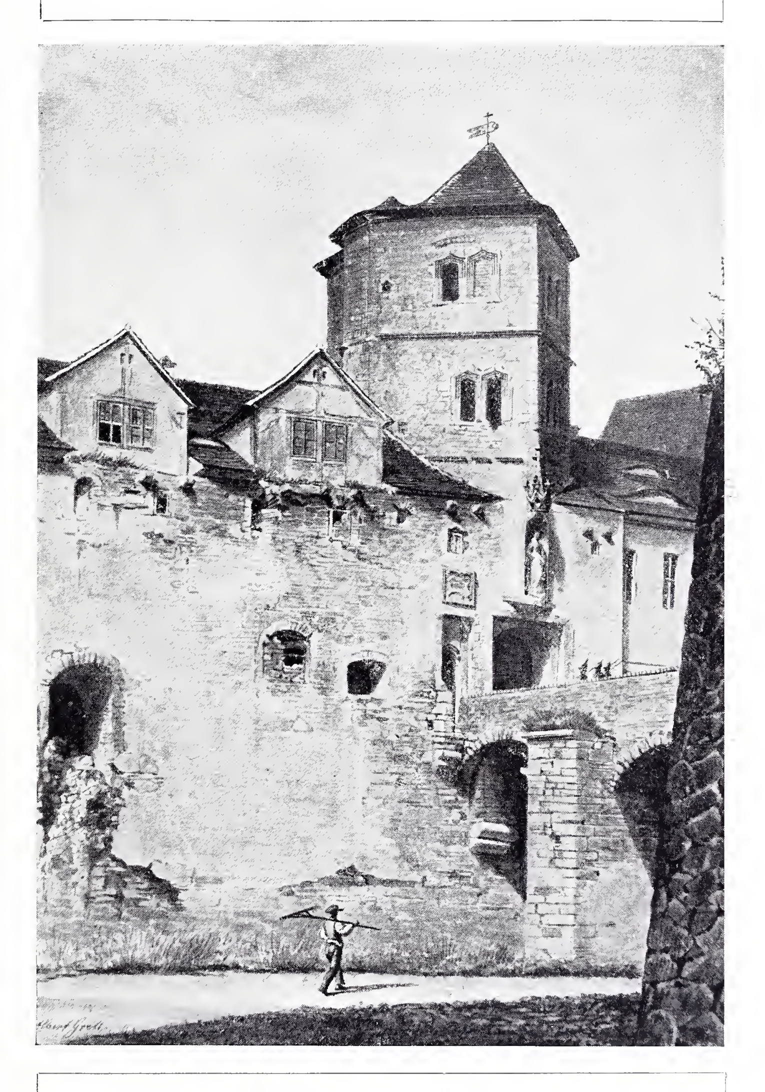


Abb. 25. Eingangsturm der Moritzburg.
Aquarell von Albert Grell um 1857.





Abb. 26. Medaille auf Kardinal Erzbischof Albrecht von Brandenburg 1526.

3. Kapitel.

Die fürstliche Residenz des 16. und 17. Jahrhunderts.

Kardinal Albrecht von Brandenburg und die Reformation.

Ihre politische Selbständigkeit hatte die Stadt Halle mit dem Ausgang des 15. Jahrhunderts endgültig verloren. In demselben Augenblick aber, in dem sie dieser nie ganz wieder zu verwindende Schlag traf, gab ihr Überwinder Ernst von Magdeburg ihr durch den Bau der Moritzburg und durch die Verlegung der erzbischöflichen Kanzlei vom Giebichenstein nach der neuen Burg wieder höhere Bedeutung als Festung und Sitz der Regierung des Erzbistums. So schließt sich in Halle, glücklicher als in vielen anderen deutschen Städten, die um die gleiche Zeit nach einer Epoche fast vollkommener Autonomie unter die Oberhoheit der erstarkten Landesfürsten zurückfielen, an einen sich vollendenden Lebensabschnitt gleich ein ganz neuer an, der eine eigene Form der äußeren und inneren Kultur zeigen mußte.

Für lange Zeit tritt Halle in seiner Eigenbedeutung zurück,

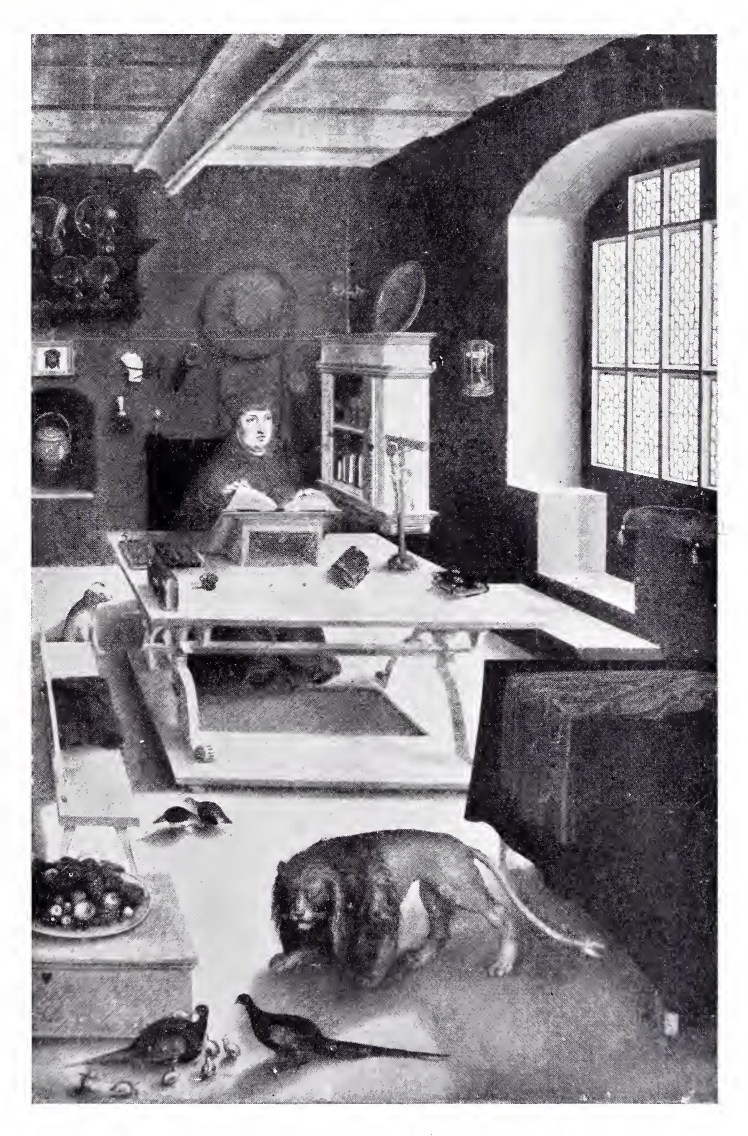


Abb. 27. Kardinal Albrecht von Brandenburg als hl. Hieronymus.

Darmstadt. Herzogl. Museum.

um die bescheidenere Rolle zu spielen, die Folie für eine glänzende fürstliche Hofhaltung zu bilden. Denn auch ihre alte Bedeutung als Mittelpunkt des Handels hatte die Stadt während des Kampfes der Parteien im Innern und des Kampfes gegen den Erzbischof an Leipzig verloren, das eben damals, von den sächsischen Kurfürsten begünstigt, auf Kosten Halles emporgekommen ist. Der Rat von Halle war nicht mehr einflußreich genug, um gegen den Willen des mächtigen fürstlichen Nachbarn das bisher gültige ausschließliche Marktprivilegium Halles zu behaupten. Im Jahre 1497 fanden die lange hin und her gezogenen Streitigkeiten durch die Entscheidung Maximilians ihre Erledigung, die Leipzig das Recht zusprach, jährlich drei große Messen abzuhalten.

Dafür hat gleich der erste Nachfolger Erzbischof Ernsts, Albrecht von Brandenburg (Abb. 26 u. 27), der Sohn Johann Ciceros und Bruder des Kurfürsten Joachim I., seit 1514 auch Erzbischof von Mainz und Primas in Germanien, seit 1517 Administrator des Bistums Halberstadt, seit 1518 Kardinal, der bei weitem mächtigste Kirchenfürst Deutschlands, seine Lieblingsresidenz Halle für drei Jahrzehnte zu einem der hervorragendsten Schauplätze deutscher Frührenaissancekultur und zum Mittelpunkt seiner prunkvollen, unerhörte Kunstschätze zusammenhäufenden Hofhaltung gemacht.

Für eine Zeitlang zog die Stellung, die der Kardinal zu der neuen lutherischen Lehre einnahm, die Blicke Deutschlands hierher, Jahre hindurch hat es so scheinen können, als sollte hier die Entscheidung über die geistige Zukunft der Nation fallen.

Die grundsätzliche Wandlung, die in dem Verhältnis der Erzbischöfe zu der Stadt während der ersten dreißig Jahre nach der Okkupation Halles und der Erbauung der Moritzburg vor sich gegangen ist, spricht sich am deutlichsten in einer Veränderung aus, die Albrecht wenige Jahre, nachdem er 1513 zur Regierung gelangt war, an der Moritzburg vornahm. Unter Ernst hatte die Burg nur einen Zugang gehabt, in der Mitte der

Nordseite, wo heute noch über der vermauerten ehemaligen Toröffnung unter einer Konsole, die die Statue des heiligen Mauritius getragen haben wird, in einer Reihe das von den vier sächsischen Stammwappen flankierte Wappen des Erzstifts Magdeburg den Erbauer bezeichnet. Damals wandte die Burg als rechtes Trutz-Halle, der Stadt, die sie in Schach halten sollte, nur Abwehrseiten zu. Jetzt unter Albrecht wurde ein zweiter, der heutige einzige Zugang auf der Ostseite geschaffen, überragt von dem sechsseitigen Turm, der über dem Haupttor eine Statue der heiligen Katharina, über dem seitlichen Fußgängereingang das Wappen Albrechts mit der Jahreszahl 1517 trägt (Abb. 25).

Wenn hier eine beziehungsreiche Abänderung des ursprünglichen Bauplanes vorgenommen zu sein scheint, so ist die Magdalenenkapelle in der Nordostecke der Burg von Albrecht nur beendet und, wie eine prächtig skulpierte, leider stark beschädigte und ergänzte Wappentafel mit den Figuren des heiligen Mauritius und der heiligen Maria Magdalena als Wappenhaltern angibt, i. J. 1514 geweiht worden.

An diese Kapelle knüpften sich bald andere weiter greifende Pläne Albrechts, die schließlich die größten Veränderungen in dem Stadtbilde Halles zur mittelbaren Folge gehabt haben.

Schon Erzbischof Ernst hatte die Magdalenenkapelle zur Errichtung eines Kollegiatstifts ausersehen gehabt, nur sein frühzeitiger Tod hatte ihn an der Ausführung seiner Absicht gehindert. Kurz nach seiner i. J. 1518 auf dem Augsburger Reichstag erfolgten Ernennung zum Kardinal griff Albrecht den Gedanken mit aller Energie auf. Bald erwies sich die kleine Burgkapelle als zu eng für seine großen Absichten, nun wurde zunächst das St. Moritzkloster im Süden der Stadt in Aussicht genommen, bis dann die endgültige Wahl auf das noch besser geeignete, weil der Burg näher gelegene Kloster der Dominikaner mit seiner frühgotischen Klosterkirche fiel. Schon im Herbst des Jahres 1519, nachdem aus Rom die

päpstliche Genehmigung aller in Aussicht genommenen Veränderungen eingetroffen war, wurde beschlossen, daß die Dominikaner des Paulerklosters ihren Wohnsitz mit den Augustinern von St. Moritz vertauschen sollten, die selbst den Grundstock des neuen Kollegialstiftes zu bilden bestimmt waren.

Vom 20. Juni 1520 ist die Stiftungsurkunde des nach den Patronen des alten Klosters, der Kapelle in der Moritzburg und einer Hauptreliquie der neuen Gründung genannten „Neuen Stifts des heiligen Moritz und der seligen Maria Magdalena zum Schweißtuche des Herrn" datiert, als dessen Mitpatron bald auch der von Albrecht wie es scheint besonders hoch verehrte heilige Erasmus genannt wird.

Zunächst galt es jetzt, die alte schmucklose Predigtkirche der Dominikaner für ihre neue Bestimmung würdig herzurichten. Im Frühjahr 1520 wurde aus Magdeburg als Bauleiter Meister Bastian Binder der Steinmetz berufen. Er war kein Fremder in Halle, denn wir dürfen annehmen, daß er, der wenige Jahre zuvor als Brüdermeister der berühmten Magdeburger Bauhütte einen heftigen Streit mit den widerspenstigen Annabergischen Baumeistern durchzuführen gehabt hatte, im Jahre 1518 der großen Versammlung beigewohnt hat, auf der „bey anderthalbhundert redlicher werckleut und gemeiner Steinmetczen" sich in Halle zusammengefunden hatten.

Wie lange Bastian Binder die Bauarbeiten des Kardinals geleitet hat, wissen wir nicht. Zunächst war er nur auf 1½ Jahre berufen worden. Auch über den Umfang seiner Tätigkeit an der Stiftskirche sind wir nicht näher unterrichtet. Zwei Relieftafeln an der inneren Nordwand der Kirche, mit dem großen neunfeldrigen Staatswappen Albrechts zwischen den Stiftspatronen Mauritius und Magdalena, die reicher ausgeführte Tafel in üppiger Renaissanceumrahmung auch noch mit den Halbfiguren des heiligen Mauritius und einer zweiten Heiligen, melden mit klangvollen lateinischen Inschriften, daß die Kirche am 24. (23.) August d. J. 1523 von dem Kardinal

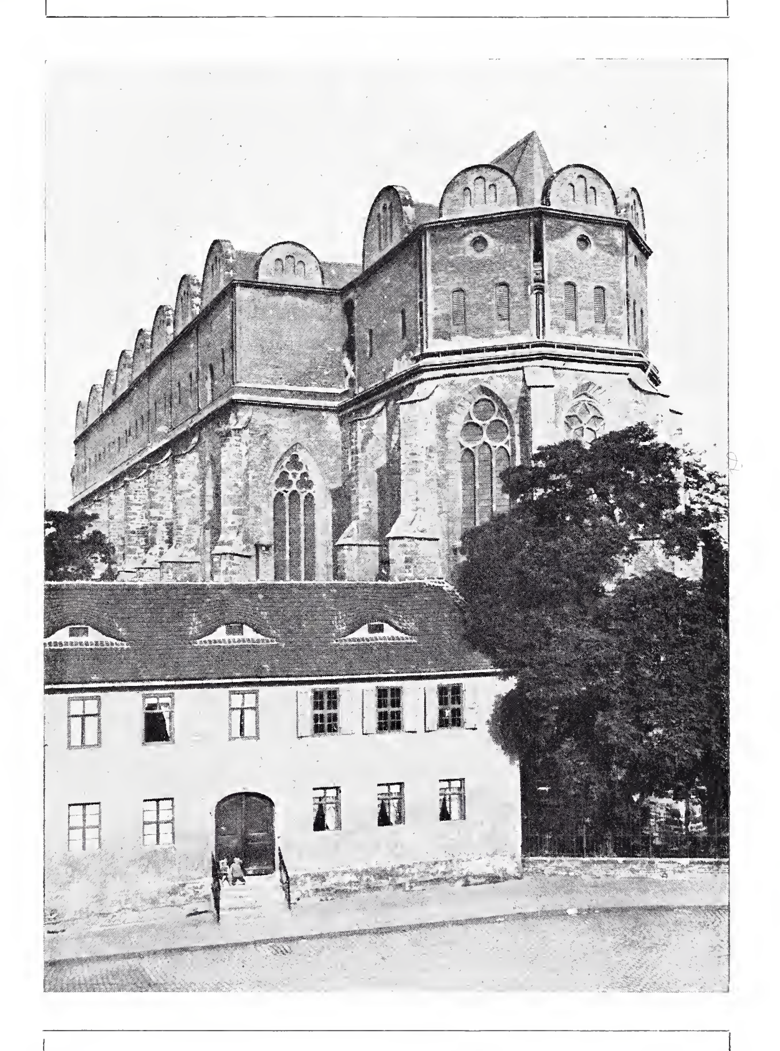


Abb. 28. Die Dominikaner-, später Stifts-, dann Domkirche, mit den Giebelaufsätzen aus der Zeit Albrechts von Brandenburg.

selbst, dessen „Wappen, Würden und Geschlecht" die Tafeln verkündeten „Gott dem Besten und Größten und den göttlichen Schützern Mauritius und Magdalena" geweiht worden sei. Damals müssen die Herstellungsarbeiten und Bauveränderungen im Innern der Kirche, vor allem die Neueinwölbung der Seitenschiffe, bei der ein Teil der Rippenkonsolen in bemerkenswerter Weise in der gotischen Form der alten Originalkonsolen erneuert worden ist, und der Einbau der Empore im südlichen Seitenschiff mit ihrem schönen Wendeltreppenaufgang in schlichten Frührenaissanceformen, schon fertiggestellt gewesen sein.

Im folgenden Jahre, 1524, wird in den Akten ein neuer Name genannt: Conrad Fogelsberger, der Baumeister. Unter seiner Leitung sind sehr wahrscheinlich die seltsamen, geschmacksgeschichtlich so interessanten Rundbogengiebel auf quadratischem Sockelstück den Hochwänden des Kirchenschiffs und des Chores aufgesetzt, die wie eine große Mauerkrone das steile Satteldach der gotischen Kirche verdecken (Abb. 28).

Offenbar hat der Kardinal durch diese schweren Backsteinaufbauten im Sinne des modernen Renaissancegeschmacks dem Schmächtigen, Aufstrebenden der gotischen Architektur mit wuchtigen und breiten Formen entgegenwirken wollen, und sicher ist ihm mit diesem an sich freilich etwas formlos-grobschlächtigen Kulissenmotiv auch eine starke Wirkung gelungen, etwas, was der bescheidenen Klosterkirche besonders bei dem Blick aus der Ferne, etwa von der Moritzburg her gesehen, den Eindruck eines sehr wuchtigen und machtvoll-stolzen Bauwerkes gibt. Ein i. J. 1536 vollendeter Glockenturm, der auf der Südseite der Kirche stand, hat diesen Eindruck schwerlich noch verstärken können: er wurde bereits i. J. 1541 wieder abgetragen.

Wir wissen nicht, woher Fogelsberger nach Halle gekommen ist. Gewiß aber ist er nicht eine Person mit dem großen Schüler des Mainzer Bildhauers Hans Backoffen, dem wir den kost-



Abb. 29. Meister der Hallischen Domskulpturen, Domkanzel 1525—1526.

baren plastischen Schmuck der Stiftskirche verdanken, der bis zum Jahre 1526 in Halle entstanden ist.

Es handelt sich dabei außer den schon erwähnten Weihetafeln der Stiftskirche — von derselben Hand stammt auch die Weihetafel der Burgkapelle, die vielleicht erst nachträglich dort angebracht worden ist — zunächst um zwei überreich mit dekorativen Bildhauerarbeiten geschmückte Portale, die stilistisch die nächsten Beziehungen zu Werken der Mailänder Frührenaissance aufweisen, wie sie uns am Dom zu Como, vor allem aber an der Certosa di Pavia erhalten sind. Das größere und prächtigere Portal von 1525, das leider nicht vollständig erhalten ist: es hat den ehemals den geraden Sturz bekrönenden Rundgiebel und drei Freiskulpturen verloren, bildet den Hauptzugang zu der Kirche von Süden her, das schlichtere Innenportal vermittelt zwischen dem nördlichen Seitenschiff und dem Kapellenraum der Sakristei, dem zierlichsten Raum der alten Dominikanerkirche. Weiter entstand im Innern der Kirche das große dekorative Prachtstück der Kanzel (Abb. 29) mit den Daten 1525 und 1526, mit den üppigsten architektonischen und vegetabilischen Renaissanceornamenten mit sich drängenden und balgenden Putten, den Halbfiguren Mosis und der Evangelisten am Kanzelstamm und mit den ganzfigurigen Reliefs des Judas Thaddaeus, Johannes, Jacobus, Paulus und Petrus und der vier Kirchenväter Ambrosius, Augustinus, Hieronymus und Gregorius auf den Brüstungsfeldern der Kanzel und des Kanzelaufgangs.

Alles das aber, so wertvoll und bedeutend es ist, wird an Größe und innerem Gehalt weit überragt von den siebzehn überlebensgroßen Statuen Christi, der elf Apostel, des Paulus und Matthias, des Mauritius, der Maria Magdalena und des Mitpatrons des Neuen Stifts, des heiligen Erasmus, die an der Innenseite der freistehenden Pfeiler des Hauptschiffes und an dem südlichen Halbpfeiler der Westwand auf Konsolen stehen, überragt von hoch aufgewipfelten, selbst noch wieder



Abb. 30. Christus.
Pfeilerfigur im Dom.



Abb. 31. Philippus.
Pfeilerfigur im Dom.

mit je einer kleineren Figur geschmückten Baldachinen (Abb. 30 bis 35).

So viel Akten und Urkunden über die Wirksamkeit Albrechts in Halle sich erhalten haben, keine erwähnt mit einem Worte diese Arbeiten, die zu den bedeutendsten damals in Deutschland geschaffenen Werken der Bildhauerkunst gehören. Der Name des Meisters, dem wir sie verdanken, wird uns wahrscheinlich für immer unbekannt bleiben, dafür aber besitzen wir wenigstens sein von ihm selbst geschaffenes Bildnis. An der Konsole der Statue des heiligen Mauritius findet sich über der als Schlußurkunde eingehauenen Inschrift ANNO DNI MDXXV das Brustbild eines Mannes, dessen Haupt die einfache Kappe der Bauleute bedeckt, wie wir sie von Peter Vischers Selbstbildnis am Sebaldusgrab her kennen, das breite Gesicht umrahmt ein kurzer in der Mitte geteilter Vollbart.

Wieviel von allen diesen in so kurzer Zeit geschaffenen Werken — denn vor dem Auszuge der Dominikaner in das von den Augustinern geräumte Moritzkloster, vor 1520 also, können die Arbeiten in der Stiftskirche nicht begonnen sein — von dem „Meister der Hallischen Domskulpturen“, wie wir ihn zu nennen gewohnt sind, selbst herrührt, ist mit voller Sicherheit schwer zu entscheiden. Daß unter seiner Leitung damals eine größere Zahl von Gehilfen tätig gewesen ist, ist wohl sicher. Die dekorativen Arbeiten an den Portalen, der Kanzel, den Weihetafeln, Konsolen und Baldachinen, werden nach seinen Angaben gewiß von Schülerhänden ausgeführt und von dem Meister selbst vielleicht nur noch übergangen sein, ebenso wie die holzgeschnitzten Brustbilder des heiligen Martin, des Christophorus, des Johannes, des heiligen Augustinus und die Reliefffigur der heiligen Maria Magdalena an den erhaltenen Teilen des Chorgestühls (Abb. 36). Die große Figurenreihe der Pfeilerstatuen in der Stiftskirche und die Heiligenfiguren an den Weihetafeln aber sind doch nicht nur im Entwurf, sondern auch in der Ausführung trotz kleiner Ver-



Abb. 32. Jakobus.
Pfeilerfigur im Dom.



Abb. 33. Andreas.
Pfeilerfigur im Dom.

schiedenheiten in der Qualität der Arbeit, so einheitlich, daß man hier am liebsten den Meister selbst ganz allein am Werke dächte, einen Bildhauer von hinreißendem Können.

Man sollte sich jedoch hüten, zu ausschließlich die erstaunliche Virtuosität der Technik zu bewundern, mit der die Fülle in überreiche Formen zerknitterter Gewänder, mit der diese lebensvollen, tief beseelten Hände und Köpfe gearbeitet sind. Das Wesentlichste bleibt, daß dieser Bildhauer zugleich auch ein ganz außerordentlicher Schöpfer dramatisch bedeutender Charakterfiguren gewesen ist. Er steht ebenbürtig neben den bedeutendsten Künstlern, die Deutschland hervorgebracht hat.

Gleich nach Vollendung der Arbeiten in der Stiftskirche scheint er Halle wieder verlassen zu haben: in der Stadt selbst erinnert an ihn nur die Statue des heiligen Mauritius vom Jahre 1526 an der Südwestecke des Rathauses (Abb. 37).

Aus nichts anderem vielleicht geht so deutlich hervor, daß Albrecht sich während dieser Jahre in seiner Hallischen Residenz ganz glücklich gefühlt hat, wie daraus, daß er im Jahre 1525 dem Rate der Stadt die ausdrückliche Versicherung gegeben hat, daß er in Halle begraben zu werden wünsche. „Wie dan“, so heißt es in dem Schreiben, „seine churfürstliche gnaden am leben bey den von Halle gerne gewesen, allso wolde auch s. churf. g. nach absterben bey ihnen gerne bleyben.“

Schon im Herbst d. J. 1523 hatte der Kardinal Peter Vischers Sohn, Peter Vischer den Jüngeren, zu sich entboten, um mit ihm die Anfertigung einer Grabplatte zu besprechen. Damals wird schon die Visierung zu dem Werke, wenigstens eine Porträtaufnahme des Bestellers entstanden sein, denn ein Vierteljahr später hören wir, daß die Arbeit in Nürnberg bereits in Angriff genommen ist. Im Jahre 1525 war sie vollendet (Abb. 39). Sie zeigt den Kardinal aufrecht stehend in ganzer Figur in pontificalibus mit einem Kissen unter



Abb. 34. Jakobus d. J.
Pfeilerfigur im Dom.



Abb. 35. Matthäus.
Pfeilerfigur im Dom.

dem Haupte. Fünf Jahre später hat Peter Vischers zweiter Sohn, Hans Vischer, als Gegenstück zu dem Grabrelief eine zweite Bronzeplatte mit der Darstellung der Madonna mit dem Kind (Abb. 40) gegossen. Beide Tafeln werden ehemals an den Hochwänden des Chores der Hallischen Stiftskirche angebracht gewesen sein, heute befinden sie sich im Chor der Stiftskirche in Aschaffenburg, wohin Albrecht die Hauptmasse seines Hallischen Kunstbesitzes überführen ließ, als er i. J. 1541 vor der lutherischen Reformation weichend, Halle auf immer verließ. Noch ein drittes für Albrecht gearbeitetes Bronzegußwerk der Vischerschen Hütte ist damals nach Aschaffenburg gekommen, ein im Jahre 1536 entstandener reich ornamentierter bronzener Baldachin, ursprünglich wahrscheinlich als Überdachung der Grabstätte des Kardinals bestimmt. Heute trägt er einen Reliquiensarg mit den Gebeinen der heiligen Margareta.

Es ist unmöglich, weiter alle die Altäre und Gemälde, die Teppiche, Ornate und Meßgeräte, die von den berühmtesten Miniatoren Nürnbergs, Hans Sebald Beham, Niklas Glockendon und anderen ausgemalten Chor- und Meßbücher, Gesangbücher und Breviare, die in den Inventaren des Neuen Stifts und in den Nachlaßverzeichnissen Albrechts erwähnt werden, im einzelnen aufzuzählen. Alles das ist zum größten Teile zugrunde gegangen, alles jedenfalls für Halle verloren. Nur daran muß doch erinnert werden, daß auch das große, den heiligen Erasmus und Mauritius im Gespräch darstellende Altargemälde Matthias Grünewalds, das heute zu den wertvollsten Besitzstücken der Alten Pinakothek in München zählt, im Auftrage des Kardinals, dessen Züge der heilige Erasmus trägt, für die Hallische Stiftskirche geschaffen ist und hier bis zum Jahre 1541 auf einem Altar des südlichen Seitenschiffes gestanden hat und vor allem daran, daß in dieser Kirche der große Reliquienschatz Albrechts bewahrt wurde, das berühmte „Hallische Heiltum", der „Abgott von Halle",

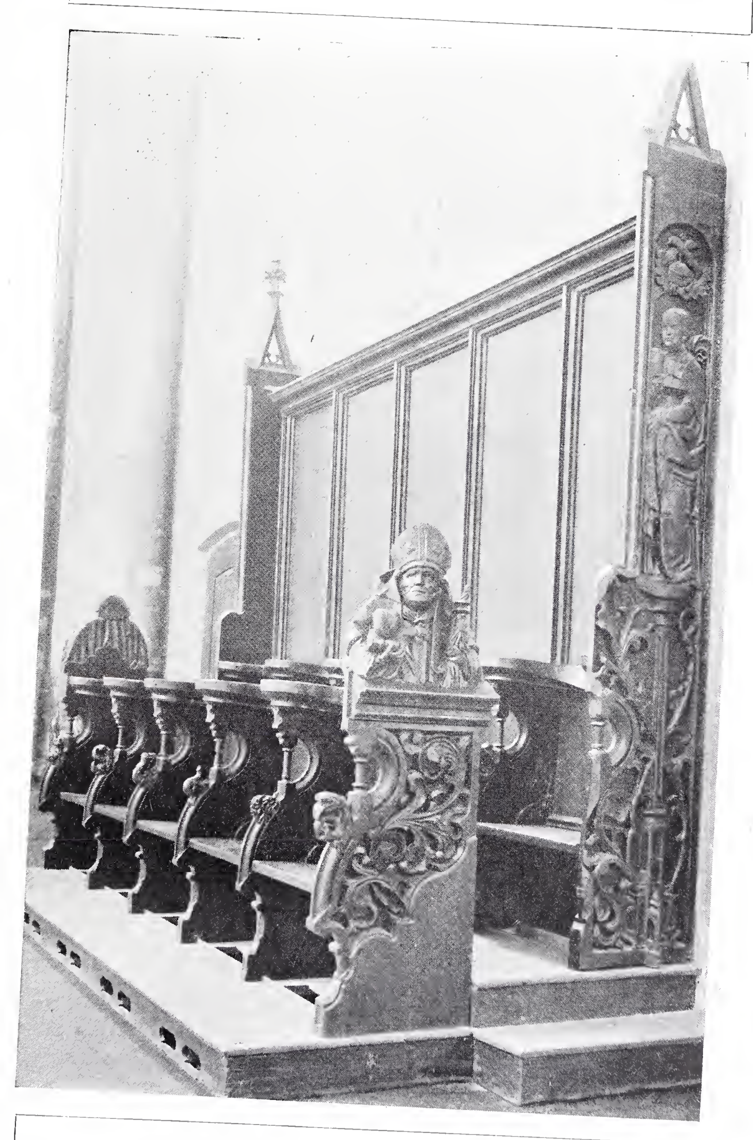


Abb. 36. Chorgestühl in der Domkirche.



Abb. 37. Meister der Domapostel, St. Moritz 1526. Am Rathaus.

wie Luther ihn in einer seiner grimmigsten Streitschriften gegen Albrecht genannt hat.

Auch dieser Schatz, der alle anderen gleichzeitigen Ansammlungen von Reliquien und kostbaren Reliquiaren übertraf, ist bis auf wenige heute noch nachweisbare Stücke zerstört. Von seinem Umfang und seiner Köstlichkeit aber gibt wenigstens noch eine mit dem i. J. 1519 von Albrecht Dürer geschaffenen Porträtstich Albrechts und mit Holzschnitten geschmückte Beschreibung vom Jahre 1520 — das erste und vor 1542 einzige in Halle gedruckte Buch — und ein großes Bildinventar der Aschaffenburger Hofbibliothek Kunde, in dem alle die durch ihr edles Material und ihre edle künstlerische Form ausgezeichneten Reliquienbehälter, die Albrecht von seinem Vorgänger Ernst ererbt, selbst im Laufe seines langen Lebens hat anfertigen lassen, gekauft oder geschenkt erhalten hat, in großen farbigen Pergamentmalereien abgebildet sind (Abb. 38, 41, 42).

Man hat gemeint, Kardinal Albrecht habe schon bei der

Begründung seines Neuen Stifts in Halle die Absicht gehabt, damit ein Gegengewicht gegen die neue Lutherische Lehre schaffen zu können. Allein damals, i. J. 1518, war doch noch gar nicht zu ermessen, wie weite Kreise das erste Auftreten des Reformators in Wittenberg bald ziehen sollte, ganz abgesehen



Abb. 38. Reliquiar
aus dem „Hallischen Heiltum".

davon, daß die Pläne zu der Errichtung eines Kollegialstifts in Halle ja schon auf Albrechts Vorgänger Ernst von Magdeburg zurückgehen.

Umgekehrt aber steht Luthers Auftreten, wie bekannt, nun allerdings in engster Beziehung zu den Vorgängen in dem

Magdeburger Erzstift und vornehmlich in Halle. Im Jahre 1516 waren die päpstlichen Bullen über den großen Ablaß öffentlich verkündigt worden, dessen Erträgnisse dem Bau von St. Peter in Rom zugute kommen sollten. Als Primas in



Abb. 39. Peter Vischer,
Grabplatte Albrechts v. Brandenburg.
Ehemals in Halle, jetzt in Aschaffenburg.

Germanien hatte Albrecht, der an der Höhe der einkommenden Geldsumme, von der ein Teil ihm zufallen sollte, selbst stark interessiert war, die eine der drei „Kommissionen" übernommen, in die Deutschland zu wirksamer Verkündigung des Ablasses

eingeteilt war. In Albrechts Auftrage hatte der bekannteste seiner Unterkommissare, der Dominikanermönch Johannes Tetzel aus Leipzig, der damals als Gast des Kardinals auf der



Abb. 40. Hans Vischer, Madonnenrelief.
Ehemals in Halle, jetzt in Aschaffenburg.

Moritzburg gewohnt hat, seine Ablaßpredigten auf dem Martinsberge unmittelbar vor der Stadt begonnen. Von dort zog er nach Berlin weiter und als er dann auf dem Rückwege in Jüterbog wie überall unter großem Zulauf den päpstlichen

Ablaß verkündigte, veranlaßte die marktschreierische Form seines Auftretens Luther zu dem Anschlag der 95 Thesen an die Schloßkirche in Wittenberg, in denen er sich gegen den Mißbrauch des Ablasses wandte und für die wahre Art der Buße eintrat.

Abb. 41. Reliquienmonstranz aus d. „Hallischen Heiltum".

Sehr bald geriet Luther nun auch mit dem Kardinal selbst hart zusammen.

Im Jahre 1520, als das beschreibende Verzeichnis des Hallischen Heiltums in Druck gegeben wurde, enthielt der Reliquienschatz des Neuen Stifts nichts weniger als 8133 Partikel und 42 ganze Körper von Heiligen, mit deren Verehrung ein unermeßlicher Ablaß der ewigen Strafen verknüpft sein sollte. Alljährlich am Sonntag nach Mariä Geburt sollte der Schatz den andächtigen Pilgern zur Verehrung öffentlich vorgewiesen werden. Nur einmal aber, im Jahre 1521 ist dieses große Fest der Reliquien wirklich in der geplanten Weise gefeiert worden. Luther griff in einem Schreiben an Albrecht so gewaltig gegen dieses, Tetzels Ablaßunwesen erneuernde Treiben ein, daß der mächtigste Kirchenfürst Deutschlands es für geraten hielt, vor dem Wittenberger Mönch zurückzuweichen.

Aus Halle ist jenes denkwürdige Handschreiben Albrechts an Luther vom 21. Dezember 1521 datiert, in dem es heißt: „Lieber Herr Doctor, ich habe euren Brief, welches Datum stehet am Tag Catharinä, empfangen und gelesen, und zu Gnaden und allem Guten angenommen; versehe mich aber



Abb. 42. Reliquienbüste des hl. Moritz aus dem „Hallischen Heiltum“.

gänzlich, die Ursach sei längst abgestellt, so euch zu solchem Schreiben bewogt hat. Und will mich, ob Gott will, der Gestalt halten und erzeigen, als einem frommen Geistlichen und christlichen Fürsten zustehet, als weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet; darum ich auch treulich bitte

und lassen bitten will. Denn ich von mir selbst nichts vermag, und bekenne mich, daß ich bin nötig der Gnaden Gottes; wie ich denn ein armer sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann, und täglich sündigt und irret, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts Guts an mir ist, und sowohl ein unnützer, stinkender Koth bin, als irgend ein Anderer, wo nicht mehr. Das habe ich auf euer Schreiben gnädiger Wohlmeinung nicht wollen bergen. Denn euch Gnade und Gutes, um Christi willen, zu erzeigen, bin ich williger denn willig ..."

Wenn sich auch hier kaum des Kardinals wirkliche Herzensmeinung ausspricht — noch am 25. Februar des vergangenen Jahres hatte er an Luther geschrieben „doch haben wir bisher nicht so viel Muße gehabt, deine Schriften und Bücher — damit sich jetzt hin und wieder sehr viele tragen — zu lesen, ja auch nur schlecht obenhin anzusehen" —, so scheint ihm nun doch endlich aufgedämmert zu sein, welcher neuen Macht er sich gegenübersieht.

Die auch in Halle bald immer mehr um sich greifende Verödung der Klöster mußte ihn denn doch auch nachdenklich stimmen. Die neue Lehre fand nämlich hier schon sehr früh Anhänger, zuerst gerade unter Luthers Ordensbrüdern, den Augustinern. Im April d. J. 1523 entwich der Probst des Klosters zum Neuen Werk, Nikolaus Demuth, des Kardinals geheimer Rat, bei Nacht nach Torgau, wo er eine entlaufene Nonne heiratete. Mehrere Brüder folgten ihm nach und i. J. 1525 war es schon so weit gekommen, daß diese ehrwürdigste, im Jahre 1116 begründete erzbischöfliche Stiftung sich gezwungen sah, dem Kardinal die geistliche Gerichtsbarkeit in dem Hallischen Bannkreis, die dem Probst des Klosters i. J. 1121 übertragene Gerechtsame, dem Kardinal für das Neue Stift abzutreten, weil die Zahl der noch treu gebliebenen Mönche aufs äußerste zusammengeschmolzen war. Schon im Jahre 1524 hatte Albrechts Hofkaplan und Stiftsprediger

Georg Winkler selbst das Evangelium in der neuen Weise zu predigen begonnen und eine Zeitlang schien es nun wirklich, als ob der Kardinal den Dingen ihren Lauf lassen wollte. Ja als sich der thüringische Bauernaufstand i. J. 1525 bis in die nächste Nähe von Halle heranzog, konnte der Rat der Stadt sogar die Absetzung von neun mißliebigen, altgesinnten Ratsherren durchsetzen und dem Kardinal zugleich in aller Form die Bitte vortragen, „daß uns unser gnädiger Herr das Wort Gottes lauter und klar predigen lassen, und uns das hochwürdige Sakrament nach Einsetzung Jesu Christi reichen und geben lassen wolle".

Als dann aber die unmittelbare Gefahr vorüber gegangen war, da griff Albrecht endlich in Halle mit allen möglichen Repressalien, mit Verbannung, Hausarrest, Vermögenskonfiskation gegen die lutherisch Gesinnten ein und drang von nun ab mit aller Schärfe darauf, daß im Rate die Altgläubigen die Vormacht behielten. Ja, als i. J. 1527 — Albrecht weilte damals in Aschaffenburg — der Stiftsprediger Georg Winckler nun doch das Abendmahl in zweierlei Gestalt zu reichen sich vermaß, wurde er in Person vor den Erzbischof zitiert und auf der Rückreise im Spessart ermordet, wenn nicht auf Albrechts direkten Befehl, so doch gewiß auf Veranlassung seiner Anhänger.

Trotzdem machte die Sache Luthers in Halle immer neue Fortschritte. In demselben Jahre 1527 war das Servitenkloster in der Galgstraße infolge des Übertritts der meisten Mönche zu der neuen Lehre so weit verödet, daß Albrecht es den letzten Brüdern abkaufen und mit dem Neuen Stifte, dem immer mehr seine Hauptfürsorge galt, einverleiben konnte. Im Jahre 1531 traten die letzten Mönche von Neumarkt zum Teil in das Neue Stift über, zum Teil gingen sie außer Landes. Das Kloster aber, das älteste in Halle, wurde samt seiner romanischen Kirche niedergerissen, angeblich weil es im Falle einer feindlichen Besetzung die Moritzburg gefährden

könnte. Dasselbe geschah im gleichen Jahre mit der alten Pfarrkirche zu St. Ulrich: die Ulrichsgemeinde wurde der verlassenen Servitenkirche zugeteilt, die seitdem den Namen Ulrichskirche führt. Damals ist wahrscheinlich an der nördlichen Seite des Chors das feine Dekorationsstück des Sakramentshäuschens entstanden, über dessen renaissancemäßiger Nischenumrahmung sich naturalistisch gebildetes Astwerk verzweigt, von einem seine Jungen mit dem eigenen Blute nährenden Pelikan bekrönt.

Inzwischen war auch im Mittelpunkt der Stadt eine einschneidende Veränderung vor sich gegangen, auch hier unter entscheidender Mitwirkung des Kardinals. Es handelte sich um die völlige Umgestaltung des Marktplatzes.

Bis in diese Zeit hatte der Markt der Oberstadt nur etwa das östliche Drittel der jetzigen Platzbreite eingenommen. Den ganzen westlichen Teil besetzten mit ihren Kirchhöfen die Marienkirche, deren Chorschluß östlich bis hart an den Roten Turm heranreichte, und die fast genau in derselben Fluchtlinie nach Westen sich anschließende Gertraudenkirche, deren Chor so nahe an die Turmfront von St. Marien heranreichte, daß zwischen beiden Kirchen nur eine zwölf Ellen breite, für Prozessionen offen gehaltene Straße freiblieb.

Auch der westliche älteste Teil des heutigen Marktes aber hat während des ganzen Mittelalters den Charakter eines Platzes eigentlich überhaupt nicht gehabt. Mit großen Bauwerken, den langgestreckten, drei Stockwerke hohen Verkaufshallen der Kramer und Gewandschneider, die in drei großen, enge Gassen bildenden Parallelzügen von der Ecke der Schmeerstraße nordwärts gegen die Lambertistraße, die heutigen Kleinschmieden, zogen, war er so dicht besetzt, daß nur ein ganz schmaler Raum zwischen dem östlichsten Gewandkram und den massiven Bauten des Rathauses und der Wage für den freien Verkehr offen blieb. Diese drei großen Verkaufshallen im Verein mit einer vierten, im Norden des Platzes riegelartig nach Westen

zu sich anschließenden für die Bäcker, Fleischer, Schuhmacher und Kürschner, geben unserer Vorstellung ein imposantes Bild von dem Reichtum des alten Hallischen Stapel- und Handelsverkehrs, sie sind zugleich aber auch ein Beweis für die Unentwickeltheit des mittelalterlichen Raumgefühls. Wie in der Hürde zusammengedrängte Schafe sind die Häuser der mittelalterlichen Stadt innerhalb des einschließenden Mauergürtels um die hochragenden Kirchen zusammengepfercht.

Der erste Anstoß zur Lichtung dieses Häusergedränges auf dem Markte, das mit der Zeit bei wachsendem Raumbedürfnis immer unerträglicher werden mußte, das bei Feuersbrünsten regelmäßig die ganze Stadt gefährdete, ging von dem Rate der Stadt selbst aus.

Mit planvoller Ausnutzung jeder Gelegenheit brachte er im Kaufwege eine der großen Markthallen nach der andern in seinen Besitz, dann ließ er sie, noch im ersten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, sämtlich niederlegen und weiter nördlich an der Steinstraße ein neues massives Verkaufshaus, das Scharrengebäude, aufführen.

Damit war endlich wenigstens die westliche Hälfte des heutigen Marktes zwischen dem Rathause, der Wage und dem i. J. 1505 erbauten Gasthof zum Goldenen Ring einerseits, der Linie Schmeerstraße—Roter Turm andererseits, als freier Platz gewonnen. Bald darauf — die Jahreszahl 1526 unter der Figur des heiligen Moritz an der südöstlichen Ecke gibt einen Anhalt für die Datierung, scheint denn auch der aus Quadernmassiv aufgeführte Flügel des Rathauses zwischen dem Mittelturm und dem Eintritt in die Leipziger Straße gebaut worden zu sein. Die Freilegung des Platzes mag eine Erneuerung des älteren Gebäudes haben wünschenswert erscheinen lassen.

Wenig später und auch die östliche Hälfte des Marktes war freigelegt.

Am 23. Juli d. J. 1529 wurde zwischen dem Rat der Stadt und dem Erzbischof Albrecht von Brandenburg der

grundlegende Vertrag geschlossen, in dem der Rat seine Zustimmung zu der Errichtung einer großen, unserer lieben Frauen zu weihenden Kirche an Stelle der beiden bisherigen Kirchen St. Marien und St. Gertrud gab. Für die Friedhöfe beider Kirchen sollte die Neuanlage eines großen Stadtgottesackers auf dem Martinsberge Ersatz schaffen. Die Kirchen wurden bis auf die vier Türme niedergelegt, die Türme dann durch neue Langwände verbunden und so der seltsame, nur aus dieser Entstehungsgeschichte des Bauwerks erklärbare Neubau der Marienkirche geschaffen, die im wesentlichen den Platz von Alt-St. Gertrud einnimmt.

Was den Kardinal zu diesem einschneidenden Eingriff in den Bauorganismus der Stadt und zugleich in ihre kirchliche Verfassung veranlaßt hat, ist immer noch nicht ganz klar gestellt. Finanzpolitische Erwägungen, persönliche Rücksichtnahme auf die Wünsche Hans von Schönitz', des Kardinals Günstling, dessen Sitz „Zum kühlen Brunnen" (Abb. 43) auf der Nordseite des Marktplatzes durch den Abbruch der alten Marienkirche erst eine freie Front gewann, sollen mitgespielt haben und haben vielleicht auch wirklich mitgespielt.

Kulturgeschichtlich betrachtet aber ist das Unternehmen, mag es dem Kardinal selbst zu klarem Bewußtsein gekommen sein oder nicht, die entscheidende Äußerung der fürstlichen Gesinnung einer neuen Epoche, der Renaissance, die überall, in Einzelbauten, Baukompositionen und in der Gestaltung des Stadtgrundrisses im großen aus der mittelalterlichen Enggebundenheit zu monumental weiträumigen Entwürfen drängte.

So wird die ausgreifende Erweiterung des Hallischen Marktplatzes auf mehr als das doppelte seiner früheren Größe die bedeutendste Äußerung des neuen Raumempfindens und damit das unvergänglichste Denkmal der Renaissancekultur in Halle.

Denn der Platz, der so entstand, ist in der Tat ein Kunstwerk. Er ist ein Musterbeispiel künstlerischer Platzgestaltung.

Nicht weniger als vierzehn Straßen- und Gassenzugänge

durchbrechen die den Platz umgebenden, ihn bildenden Häuserwände. Hundert gegen eins wäre zu wetten, daß so viele Zu- und Ausgänge die Geschlossenheit des Platzcharakters völlig aufheben müßten, wo doch bei neueren Platzanlagen schon ein



Abb. 43. Portal des Hauses „Zum kühlen Brunnen".

Zusammenlaufen von nur vier, ja drei Straßen genügt, um an die Stelle eines ruhigen Platzspiegels einen wilden Verkehrswirbel zu setzen.

Daß das hier unter so viel schwierigen Bedingungen nicht

geschehen ist, daß der Hallische Markt trotz seiner vierzehn Öffnungen überall einen saalartig geschlossenen Raumcharakter bewahrt, ist der klarste Beweis für die Gesundheit des künstlerischen Instinkts, der bei der Grundrißgestaltung von Stadtanlagen in früherer Zeit wie von selbst das Rechte gefunden hat.

Diese unregelmäßige Grundrißfigur ist nicht auf dem Reißbrett gemacht, sie ist organisch entstanden. Mit ihren Vorsprüngen und Buchten bietet sie das Bild eines Sees, dessen Ufer von seinen Zu- und Abflüssen mitgebildet wurden.

Aus der unbewußt kunstvollen Anordnung der Platzöffnungen aber lassen sich ganz allgemeingültige Leitsätze für die Lösung jeder verwandten Aufgabe ableiten. Dreimal sind in den Platzecken zwei Ausgänge in einen zusammengefaßt, so, daß das Eckhaus zwischen den ablaufenden Straßen die entstandene Lücke schließt. Keinem Eingang entspricht ferner fluchtmäßig genau ein Ausgang in der gegenüberliegenden Platzseite. Keine der Hauptstraßen endlich betritt den Platz in langer gerader Flucht, fast alle gewinnen die Marktfreiheit erst mit einer kurzen Schlußkurve, die vom Platz aus gesehen, die Öffnung schließt und zugleich in dem, der den Markt von draußen her sucht, bis zum letzten Moment die Spannung rege hält, bis dann mit einem Schlage, als würde ein Vorhang mit einem Ruck fortgezogen, das prächtige Bild der offenen Marktbreite sich aufrollt. —

Kardinal Albrecht hat beinahe zehn Jahre hindurch ein sehr gefährliches Doppelspiel mit der lutherischen Bewegung gespielt. Innerlich selbst gewiß nicht eben religiös empfindend, scheint er ganz in der mäzenatischen Pracht seiner prunkvollen Hofhaltung aufgegangen zu sein. In dem Bestreben, seiner Lieblingsschöpfung, dem „Neuen Stift“ immer größeren Einfluß und immer reichere Einkünfte zu sichern, mag er es sogar zunächst gar nicht ungern gesehen haben, daß das Kollegiatstift das Erbe der älteren Klöster antreten konnte, ohne zu be-

denken, daß die Verödung der Klöster selbst ein sehr bedenkliches Zeichen für die Unsicherheit des Bodens war, auf dem diese Stiftung selbst stand, ohne zu bedenken, daß er, ohne es zu wollen, durch seine tief in das kirchliche Leben der Stadt eingreifenden Veränderungen, durch den Abbruch dreier Kirchen und eines großen Klosters der reformatorischen Bewegung selbst mächtigen Vorschub leistete. Erst als es schon zu spät war, ist ihm der Gedanke gekommen, mit dem Kollegiatstift eine

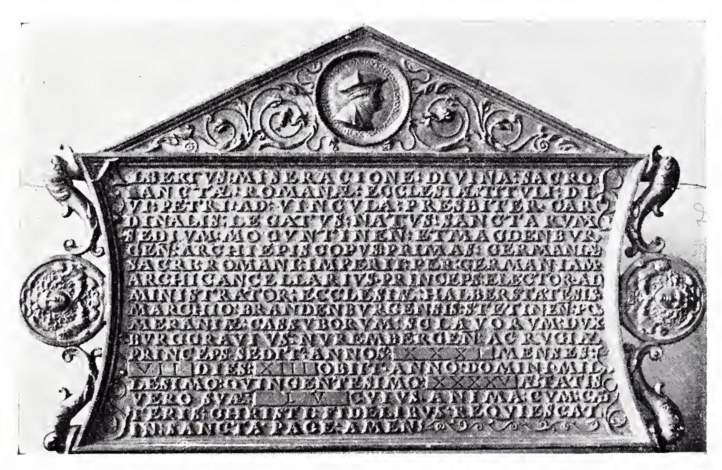


Abb. 44. Matthes Gabel. Bronzenes Sargtäfelchen Kardinal Albrechts von Brandenburg.
Berlin, Kgl. Kunstgewerbemuseum.

neue Universität als einen Rückhalt der bedrohten päpstlichen Lehre ins Leben zu rufen.

Die Durchführung des Planes hatte neue Veränderungen des Stadtbildes, neue Bauten im Gefolge. Schon vor der endgültigen Auflösung von Neuwerk hatte die Stadt die südlich der Moritzburg an der Saale gelegene sogenannte Neumühle erworben, dafür wird nun drei Tage später, am 28. Juli 1529 ein Vertrag mit dem Kardinal abgeschlossen, in dem die Stadt für den definitiven Besitz der Mühle sich ver-

pflichtet, das südlich der Stiftskirche am Klaustor gelegene, nach 1341 von Rat und Bürgerschaft erbaute Hospital St. Cyriaci abreißen und am Moritzkirchhof ein neues Hospital



Abb. 45. Das „neue" Hospital am Moritzkirchhof.

Nach einem Aquarell von Albert Grell, um 1857.

(Abb. 45) erbauen zu lassen. An Stelle des alten Hospitals sollte der geplante Universitätsbau treten. Schon im Laufe des nächsten Sommers war das neue Hospital, dessen Baukern nördlich der Moritzkirche noch erhalten ist, beendet.

Bald genug aber stellte sich die Unmöglichkeit heraus die Universitätsgründung wirklich durchzuführen: zu der Veranstaltung regelmäßiger Vorlesungen ist es in Halle damals jedenfalls nicht gekommen, obgleich gerade im Beginn der dreißiger Jahre zwei bedeutende Männer in das Hallische Stift eintraten, der Humanist Johannes Crotus Rubeanus, der Hauptverfasser der Dunkelmännerbriefe, der aber seinen alten glänzenden Witz in dem Frieden mit der Kirche ganz eingebüßt



Abb. 46. Die „Residenz".

zu haben scheint, und Dr. Michael Vehe, der im Anschluß an die lutherischen Gesangbücher i. J. 1537 das erste katholische Gesangbuch herausgab, das neben eigenen vor allem auch Dichtungen des Hallischen Ratsmeisters Caspar Querhammer, des eifrigsten Anhängers der alten Lehre, enthielt. Beide, Crotus wie Vehe, haben in Halle in der Folge nur eine literarische Tätigkeit entfaltet.

Der nun eigentlich auch zwecklos gewordene „Neue Bau an der Saale", der nur in sehr reduzierter Gestalt auf die Gegenwart gekommen ist (Abb. 46), wurde mit großen Kosten

„zu ihrer kurfürstlichen Gnade Behausung“, d. h. als Albrechts Stadtresidenz erst mit Ausgang der dreißiger Jahre fertiggestellt. Hier, und zwar im Nordflügel des unregelmäßig vierseitigen Baues dürfen wir Albrechts Privatbibliothek „die Liberei“ vermuten und die in den Bauakten mehrfach erwähnte, neben einem „grünen Zimmer“ belegene „Wunderstube“, in der der Kardinal die ihm teuersten Kunstwerke und Kostbarkeiten vereinigt gehabt haben wird. Nach der Stadtseite zu eingeengt, wendete die Residenz ihre Hauptfront, einen hohen mit Erkern belebten Trakt, der Saale zu, mit dem jenseitigen Ufer, auf dem ein Lustgarten mit einem Labyrinth angelegt wurde, durch einen Steg verbunden.

Die Oberleitung dieses bedeutendsten Neubaues Albrechts in Halle war mit Beginn des Jahres 1531 in die Hände des Hans von Schönitz gelegt, der, ehemals Besitzer eines „Gewandschnitts“, d. h. ein großer Tuchhändler, schon seit dem Jahre 1520 mit dem Kardinal in Verbindung gestanden hat. Auf seinen Geschäftsreisen, die ihn nach Nürnberg, Augsburg, Frankfurt und bis in die Niederlande führten, hat er die größten Kaufgeschäfte für den Kardinal vermittelt. Dabei muß er zu großem Reichtum gelangt sein, wenigstens konnte er sich am Markt, der alten Marienkirche gegenüber, ein großes Haus „Zum kühlen Brunnen“ erbauen, von dem nur wenige ganz kläglich verbaute Reste erhalten sind. Schönitz hat den Bau der Residenz aber nur bis zum Jahre 1534 geleitet. Es ist unbekannt, was zu dem plötzlichen Bruch mit dem Erzbischof geführt hat: die Rechnungen sollen nicht in Ordnung befunden sein, vielleicht haben auch noch andere ganz persönliche Gründe mitgespielt — kurz, Schönitz wurde der Prozeß gemacht, der mit der Hinrichtung des ehemaligen Günstlings endete.

Doch waren gerade die dreißiger Jahre des Jahrhunderts, in die durch dieses aufregende Ereignis der Hinrichtung Schönitzens und durch die sich daran anschließenden in Berichten und Gegenberichten fortgesetzten Streitigkeiten ein so dunkler



Abb. 47. Kardinal Albrecht in der Fronleichnamprozession.
Miniatur von Hans Sebald Beham. 1524.

Schatten fällt, die glänzendsten, die das Neue Stift in Halle gesehen hat.

Im Jahre 1533 weilte der humanistische Dichter Georgius Sabinus, der später an den Universitäten Frankfurt a. O. und Königsberg gelehrt hat, auf der Reise nach Italien in Halle. In 130 Distichen schildert er — die Dichtung ist in Padua, im Garten Pietro Bembos niedergeschrieben — was er damals in der Residenz, in der Stiftskirche, in der Moritzburg zu Halle, der Stadt „mit den rauchenden Salzkothen" gesehen hat, im einzelnen vielleicht poetisch übertreibend, aber dann doch wieder im wesentlichen so getreu, so anschaulich, daß wir aus den schwungvollen lateinischen Versen herausfühlen, wie die besten Zeitgenossen Albrechts von dem Prunk seiner Hofhaltung geblendet wurden. Und wirkt nicht seine Schilderung einer Prozession ganz wie der Bericht eines Augenzeugen, wie eine Erklärung der großen Pergamentminiatur Hans Sebald Behams in dem Missale der Aschaffenburger Hofbibliothek vom Jahre 1524 (Abb. 47), auf der im Hintergrund der Helm des Roten Turmes erscheint, von der Seite der Residenz und der Stiftskirche gesehen, wenn Sabinus schreibt:

Sehet, der Fürst naht selber im festlichen Zug; es erklinget
   Heller Trompete Getön, schallender Pauke vereint!
Langsam ziehen die Reih'n andächtiger Priester zum Dome,
   Und dichtstehendes Volk bildet die Straße dem Zug;
Albert schreitet, bedeckt von dem kostbar strahlenden Himmel,
   Hohes Geleit umgibt dienend den fürstlichen Herrn,
Wappen der Markgrafschaft, uralten Regentengeschlechtes
   Sind in des Baldachins Rand künstlich mit Perlen gestickt;
Drohender Adler Gestalt und furchteinflößende Leuen,
   Greife, von Indien her stammendes Zwittergebild —
Ritter in festlicher Tracht und des Hofstaats reiches Gefolge
   Schließen, in buntem Gewühl wandelnd, dem Zuge sich an.

Im gleichen Jahre, 1533, in der Kar- und Osterwoche, begleitete auch ein zweiter märkischer Humanist, Johann Carion, der Hofastronom des Kurfürsten Joachim von Brandenburg, seinen Herrn mit zwei Prinzen auf einer Reise nach Halle. Gleichzeitig weilten dort zahlreiche andere Fürsten, Herzog Heinrich von Braunschweig z. B. und Mauritius, Heinrichs von Meißen Sohn. Auch Carion hat damals, in einem an Herzog Albrecht von Preußen nach Königsberg gerichteten Brief eine Schilderung der Hofhaltung Albrechts entworfen. „Da haben wir große Pracht und Ceremonien gesehen; der Kardinal hat alle Ämter, als Palmenweihen, Litaneisingen, Messehalten, Tauffsegnen selbst persönlich getan, auch allen Menschen selbst persönlich das Sacrament gegeben, wer es begehrt hat. Alle Gemache waren auch mit goldenen Tüchern umhangen, goldene Bankpfühle und dergleichen. Die Ornate, so da gesehen wurden, waren seiden über die Maaßen, desgleichen Heiligtümer, Infuln und goldene Kreuze, Bilder und auch silberne; ein Kreuz war da, das kostet 80000 Gulden, kam aber erst am Osterabend hin mit zwei großen Brustbildern, einem Moritz und einem Stephan ... In Summa köstlicheren Schatz mitsammt einer Credenz in dem Gemach habe ich nie gesehen. Die Credenzbank war 22 Staffel oder Grade hoch und standen in einer Staffel in die Breite ungefähr unterweilen 24 Geschirre, auch 22, auch in etlichen 26, aber in keiner unter 20, also daß der Stücke ungefähr auf der Credenz 550 waren, eitel hohe, große Staufkannen und goldene Scheuern mit getriebenen Conterfacten; daneben standen zwei Einhorn, wie zwei Kerzen, jegliches von ungefähr drei Ellen lang oder länger. Der Reliquien auf dem hohen Altar waren auch wohl so viel Stücke, aber sehr groß und köstlich, ohne den Moritz, welcher in einem silbernen Kuraß zwei Spannen länger ist denn ich, und einen Salvator klar silbern so lang als ich, und waren alle Stühle in der Kirche besonders mit goldenen Tüchern köstlich behängt und in den Stühlen

und auf dem Geländer goldene Kissen. In Summa kein Sammet war hier geachtet. Ich habe manchen köstlichen Prunk gesehen, aber keinen diesem gleich. Es war mit der Krönung des Kaisers und seiner Gemahlin Kinderspiel gegen dieses, sage ich bei Glauben. An Essen und Trinken mancherlei, Speise war über den ganzen Hof die Fülle, Muskateller, Malvasier, Penol, Claret, Rheinfall, Rheinische und Franken-Weine, alten und neuen, genug da, denn mein gnädiger Herr hatte nicht mehr denn 120 Pferde mit Reisigen und Wagengäulen." —

Es ist nicht wunderbar, daß die Anhänger der neuen Lehre in Halle, so zahlreich sie auch gewesen sind, unter diesen Umständen, unmittelbar unter den Augen des Kardinals einen besonders schweren Stand gehabt haben. Sehr weltliche Umstände sind ihnen schließlich zu Hilfe gekommen. Mit dem Ende der dreißiger Jahre war Albrecht durch seine maßlose Verschwendung in so arge Geldschwierigkeiten geraten, daß auch das Verkaufen und Versetzen von Silbergerät und Kleinodien, wozu er schon lange seine Zuflucht hatte nehmen müssen, nicht mehr helfen wollte. Auf dem Landtage zu Kalbe (1539 bis 1541) war er genötigt, die Hilfe der Landschaft in Anspruch zu nehmen. Die Stände übernahmen nun freilich die Schuld, forderten dafür aber als Gegenleistung die Aufhebung des „Neuen Stifts" zu Halle, in dem sie nicht mit Unrecht den Hauptanlaß „solcher Schuld und Unrats" sahen. Am 9. Februar 1541 willigte Albrecht ein. Schon am 16. gab er in Halle seinen Stiftsherren den Abschied. Die Stiftsgebäude wurden geräumt und den vor zwanzig Jahren nach St. Moritz übergesiedelten Dominikanern zurückgegeben. Die ganze Hauptmasse des stiftischen Kunstbesitzes, vor allem auch das „kostliche großkostende heiligthumbe", das zum Teil schon vor Jahren in einem „Heiligtumsgewölbe" der Moritzburg in sicheren Gewahrsam gebracht worden war, wurde nach Aschaffen-

burg und Mainz überführt. Der Bericht eines Augenzeugen meldet sehr drastisch, wie gründlich Albrechts Leute damals aufgeräumt haben: auch die Nägel aus den Wänden der Kirche seien mitgeschleppt „das nicht eyner einen hudt an die Wandt hette hengen können“.

Albrecht selbst ist nie wieder nach Halle zurückgekehrt. Nur ein einziges Werk aus alle dem beweglichen Kunstbesitz, der hier in dreißig Jahren aufgehäuft war, ist in Halle verblieben: der große Wandelaltar Hans Cranachs vom Jahre 1529 in der Marienkirche, vermutlich ein Geschenk des Kardinals aus früherer glücklicherer Zeit, wo er noch hier sein Leben zu beschließen gedachte. Das Altargemälde zeigt im Hauptbilde Maria auf der Mondsichel und links in Anbetung kniend den Kardinal, dem das Christkind ein Büchlein darreicht, auf den Flügeln die breiten und prächtig gewandeten Renaissancegestalten der Heiligen und Lehrer Ursula und Erasmus, Magdalena und Johannes, Augustinus und Katharina, Mauritius und Alexander und die Verkündigung an Maria, auf der Prädella die vierzehn Nothelfer.

Gleich nach Albrechts Fortgang forderte die Bürgerschaft von neuem und immer dringlicher die Berufung eines evangelischen Predigers. Die Verhandlungen zwischen dem aus der Gemeinheit gewählten Ausschuß und dem in seiner Mehrzahl immer noch strenggläubigen Rat gingen hin und her, endlich erschien, ehe die Förmlichkeiten noch erledigt waren, am 14. April von Wittenberg kommend Justus Jonas, der Luther schon auf den Reichstag nach Worms begleitet hatte, in Halle. Am 15. hielt er in der Marktkirche die erste evangelische Predigt. Damit war der Sieg der Reformation in Halle endgültig besiegelt. Justus Jonas, der als Stadtprediger hier verblieb, hat ihr die äußere Verfassung gegeben. Noch im gleichen Jahre wurde die Ratskapelle zum heiligen Kreuz geschlossen und im folgenden setzten die Evangelischen sich mit Gewalt auch in den Besitz der Moritzkirche.

Als eine äußere Bekräftigung seiner Gesinnung hat der Rat der Stadt damals die prächtige zweibändige, von Hans Lufft in Wittenberg i. J. 1541 gedruckte deutsche Bibel Luthers mit kostbar in Wasserfarben und Blattgold ausstaffierten Holzschnittillustrationen erworben, die heute im Moritzburg-Museum bewahrt wird. Als ein Beweis neu erwachten Selbstgefühls dürfen wir die beiden im Jahre 1542 von dem nach Halle übergesiedelten Augsburger Maler Laux oder Lukas Furtenagel mit Deckfarben und Gold in Foliogröße auf Pergament gemalten Exlibrisblätter betrachten, die beiden Bänden als erste Vorstoßblätter vorgesetzt sind und die zu den prächtigsten Stücken der Art gehören, die uns erhalten sind. Die Blätter sind in reichem Renaissancestil entworfen. Beide zeigen das seit dem Anfange des 15. Jahrhunderts nachweisbare Wappen der Stadt, den roten Halbmond zwischen zwei sechsstrahligen roten Sternen in silbernem Felde in eine mit Fliesenfußboden, Pilastern, Säulen und Gebälk architektonisch reich durchgebildete Renaissanceumrahmung eingestellt, die auf allen Flächen zierliche Ornamenterfindungen in Hoch- und Querfüllungen zeigt. Der Wappenschild mit kräftig eingerollten Rändern ist mit dem vorwärts gerichteten Stechhelm bekrönt mit rotem Halbmond und einem roten Stern als Helmzier über rot und silbernem, in flatternde Bänder auslaufendem Ringwulst. Gleichfalls rot und silbern ist die reichbewegte akanthusblattartig ausgezaddelte Helmdecke.

Das in der Komposition einfachere Blatt des ersten Bandes (Abb. 1) zeigt auf dem Gebälk zwischen den reich verkröpften Pilasterkämpfern vor dunklem Nachthimmel eine mit einem Krebs gelagerte weibliche Figur in weiß camaieu mit der bleichen Mondsichel in der einen und einem goldenen Stern in der andern Hand: Selene mit ihrem heiligen Tiere. Das Blatt des zweiten mit den Propheten beginnenden Bandes zeigt eine noch stärker auf perspektivische Tiefenwirkung gestellte Komposition. Hier wird der freistehende Wappenschild inner-

halb einer von kassettiertem Tonnengewölbe überdeckten, von zwei Säulen und zwei Pilastern mit korinthischen Kapitellen getragenen Halle von zwei derben auf Krebs und Schildkröte reitenden Putten flankiert, während rechts und links Moses mit den Gesetzestafeln und Johannes der Täufer erscheinen. —

Schon i. J. 1543 muß Luther in Halle geweilt haben, das beweisen die auf einen Pergamentbogen von ihm, Melanchthon, Buggenhagen und Creutziger geschriebenen Eintragungen, die dem zweiten Band der Ratsbibel vorgeheftet sind. Im Jahre 1545 stattete der Reformator der Stadt einen zweiten Besuch ab. Zum dritten Male endlich predigte er hier in der Marktkirche noch am 23. Januar 1546 auf der letzten Reise nach Eisleben. In dem Hause des Justus Jonas zum goldenen Schlößchen in der Schmeerstraße war er zu Gast und verehrte damals dem alten Freunde ein zartes venezianisches Kelchglas mit einem lateinischen Trinkspruch, der schon im Vorgefühl des nahen Todes mit einer Allegorie auf die Zerbrechlichkeit des menschlichen Lebens wie des Glases spielt. Heute wird der mit den Brustbildern Luthers und Jonas' in kalter Malerei geschmückte Kelch in der Nürnberger Stadtbibliothek bewahrt.

Auf dem Totenbette hat den eben Entschlafenen der von Halle nach Eisleben hinübergeeilte Furtenagel zum letzten Male porträtiert, am 20. Februar hat die Bahre mit dem Leib des verehrten Mannes auf dem Rückwege nach Wittenberg eine Nacht lang in der Sakristei von St. Marien gestanden, damals wurde hier die Totenmaske abgenommen, die später dem barocken Wachsbild auf der Marienbibliothek zum Modell gedient hat. —

Ein halbes Jahr vor Luther war auch sein größter Gegner, Kardinal Albrecht von Brandenburg auf der St. Martinsburg in Mainz gestorben. Sein Nachfolger wurde Albrechts Ansbachischer Vetter Johann Albrecht, seit dem Jahre 1526 Koadjutor des Magdeburger Erzstifts, der nach Albrechts Fort-

gang aus Halle schon seit 1542 die Statthalterschaft in dem nördlichen Stift tatsächlich geführt hatte.

Gleich nach seinem Regierungsantritt wurde Halle, ehe es dann bis zum Dreißigjährigen Kriege leidliche Ruhe genoß, noch einmal in die großen Welthändel des Schmalkaldischen Krieges hineingezogen.

Bald nach der endgültigen Durchführung der Reformation hatte der Rat der Stadt an der protestantischen Vormacht Deutschlands, dem Burggrafen des Erzstifts Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, einen sicheren Rückhalt gesucht. Er hat der Stadt gleich bei den Streitigkeiten, die der Huldigung vor Johann Albrecht vorangingen, wirksame Hilfe geleistet. Als aber dann gleich nach dem Beginn des Krieges zwischen Karl V. und den in dem Schmalkaldischen Bunde vereinigten protestantischen Mächten (1546) des Kurfürsten Vetter, Herzog Moritz von Sachsen, auf die Seite des Kaisers trat und an Stelle des mit der protestantischen Streitmacht, zu der auch ein Hallisches Kontingent gehörte, in Süddeutschland weilenden Kurfürsten zum Schirmherrn des Magdeburgischen Erzstiftes ernannt wurde, mußte die am 22. November 1546 von Moritz besetzte Stadt sich verpflichten, die Schutzrechte des Herzogs anzuerkennen. Der weitere, für die protestantische Sache verhängnisvolle Verlauf des Krieges ist bekannt. Es war nur ein Erfolg ohne Bestand, daß Johann Friedrich rückkehrend Moritz aus Halle verdrängte und sich selbst nun von der Stadt in aller Form als ihrem Landesherrn huldigen ließ. Die unglückliche Entscheidungsschlacht bei Mühlberg, die dem Kurfürsten die Kurwürde und die Freiheit kostete, kam der Stadt Halle nun doppelt teuer zu stehen. Jetzt ließ sich als dritter Herr innerhalb weniger Monate, Kaiser Karl V., der gleich nach der Schlacht am 10. Juni 1547 als Sieger in Halle eingezogen (Abb. 48) und in der Residenz abgestiegen war, in Person die Erbhuldigung leisten. Auch Johann Friedrichs mächtigstem Verbündeten, dem Landgrafen Philipp dem

Großmütigen von Hessen, blieb nach des Kurfürsten Niederlage keine andere Wahl, als sich dem Kaiser zu unterwerfen. In der Residenz hat er vor Karl fußfällig Abbitte geleistet und ist darauf, in doppelzüngiger Auslegung der getroffenen Ver-

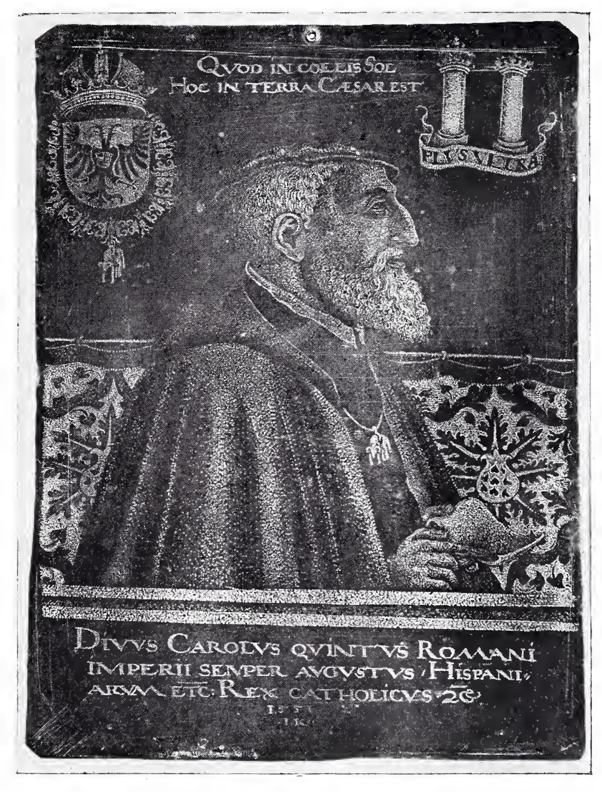


Abb. 48. Jobst Kammerer. Görlitz. Ruhmeshalle.
Punzierbild Karl V. von 1551.

einbarungen noch am Abend desselben Tages nach einem Bankett auf der Moritzburg durch Herzog Alba gefangen genommen.

Ein Jahr darauf nahm Erzbischof Johann Albrecht wieder

von seinem Erzstift und von der Stadt Halle Besitz: Die Hoffnungen des Rates, von Kaiser Karl jetzt noch die Anerkennung der städtischen Reichsfreiheit zu erlangen, hatte sich nicht erfüllt. —

Spätgotik und bürgerliche Renaissance.

Das lebhafte künstlerische Leben, das während der ersten dreißig Jahre der Regierung des Kardinals in Halle geherrscht und die Stadt zu einem der bedeutendsten Mittelpunkte der italienisch-deutschen Frührenaissancekunst gemacht hat, war ganz der Initiative Albrechts selbst zu danken und wurde im wesentlichen auch von auswärtigen, südwest- und süddeutschen Künstlern getragen.

Hier wie anderswo in Deutschland trat die Renaissance zunächst durchaus als eine fremdartig wirkende neue Kunst auf, als eine Äußerung rein fürstlicher Kultur, neben der das städtische Bürgertum sich vorerst noch mit der beharrlichen Abwandlung und Ausbildung des Altgewohnten begnügte. Das zeigt sich besonders deutlich in den zahlreichen Privatbauten, die in den ersten vier Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts in Halle entstanden sind. Das weitaus meiste ist freilich während der letzten zwanzig Jahre verschwunden, nur die Portale, mit den typischen, aus den Statuennischen der gotischen Kirchenportalgewände entwickelten Sitznischen, die Hauptschmuckstücke der bürgerlichen Privatarchitektur haben sich, wenn auch aus dem alten Verband gelöst, erhalten (Abb. 49). Hier — und dieselbe Beobachtung können wir auch an dem wahrscheinlich den zwanziger Jahren angehörenden Südflügel des Rathauses machen — meldet sich nun freilich schon in dem Streben nach breiter entwickelten Formen ein neues Lebensgefühl, die Grundelemente der architektonischen Schmuckform aber, reich verzweigtes, sich netzartig durchdringendes, oft — wie an den Umrahmungen der Rathausfenster — stark naturalisiertes Stabwerk und geometrische Kerbschnittmusterungen bleiben noch ganz im Bann des gotischen Formgedankens.

Erst in dem Augenblick, in dem Albrecht Halle verließ, scheint plötzlich der Funke der neuen Kunst auf die Stadt übergesprungen zu sein. In den Exlibrisblättern der Ratsbibel sahen wir sie sich auf dem neuen Boden zum ersten Male ganz frei aussprechen, und nun folgt der ersten Phase höfischer, eine zweite Phase bürgerlicher Renaissancekunst und Renaissancekultur, die durch die ganze zweite Jahrhunderthälfte in Halle zahlreiche Denkmäler geschaffen hat.



Abb. 49. Portal des „Goldenen Lämmchens".

Mit Recht gilt die i. J. 1530 begonnene neue Marktkirche, deren zwischen die Turmpaare der alten Marien- und Gertrudkirche eingespannte Hochwände i. J. 1539 unter Dach gebracht wurden, während mit der Einwölbung erst i. J. 1539 begonnen wurde — als die letzte und reinste Äußerung der Spätgotik. Vielleicht kann man aber auch nirgendwo sonst sich so davon überzeugen, daß dieser Stil auf geradem Wege weiter nicht mehr entwicklungsfähig war.

Die zwanzig überschlanken kantigen Pfeilerstäbe mit ihren acht konkav eingeschwungenen Seiten, die das ganz flach gebogene von spitzmaschigem Rippennetz unterspannte Gewölbe

des dreischiffig-zehnjochigen chorlosen Kirchensaales tragen, entbehren gewiß nicht der Großartigkeit, doch sind sie, wie der ganze Raum von einer knöchernen unfeierlichen Nüchternheit (Abb. 50). Die Stilentwicklung war hier in der Tat in eine

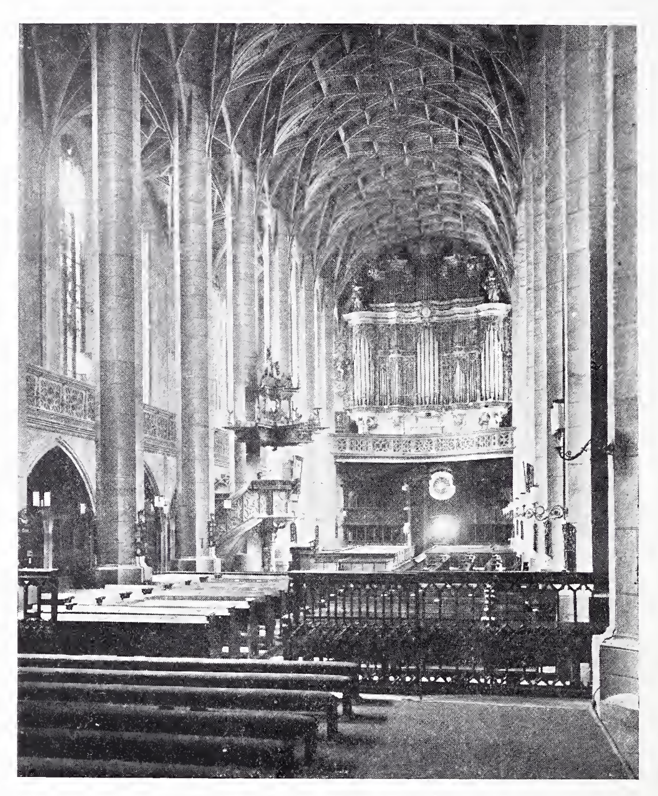


Abb. 50. Inneres von St. Marien gegen Westen.

Sackgasse geraten. Das gleiche gilt von den architektonischen Details. Die arithmetische Vervielfältigung eines Formmotivs, wie sie z. B. die je zwei Portale der Nord- und Südseite in ihrer überreichen Stabwerkumrahmung zeigen, ergibt nur ein dekorativ wirkungsvolles Schaustück. Auch hier ein Endpunkt,

kein Durchgangspunkt. In demselben Sinne als endgültig und ohne organische Keimkraft erweisen sich zuletzt die auf dem Reißbrett erdachten und endlos variierten Maßwerkfüllungen der Kanzel- und Emporenbrüstungen und gar die fleißige Geduldsarbeit des Schüttelspiels mit den ganz unbildhauerischen Kerbschnittmusterungen der Portalgewändesockel und des Kanzelfußes.

Die unfrei noch unter das Gesetz der Kirche gebundene alte Zeit hat sich in diesem Bauwerk ihr Denkmal gesetzt, nicht die neue, aus dem vollen Herzen geborene und von unbändiger und organischer Lebenskraft erfüllte Gesinnung des Luthertums, das nun gleich mit Justus Jonas' Predigt in diesen Raum einzog. Merkwürdig laufen die Gegensätze in dieser Zeit im Leben wie in der Kunst durcheinander: im Gegensatz zu dem fast völlig in geometrischer Form erstarrten Stil des Kanzelstuhls erscheint der vom Jahre 1541 datierte Kanzelaufgang mit seiner quellenden figürlichen Portalbekrönung als ein Dokument des neuen Lebenswillens.

Erst lange Jahre später aber, nach Beendigung der schmalkaldischen Wirren, hat die Renaissance in weiterem Umfange von dem Inneren und Äußeren der neuen Hauptpfarrkirche Besitz genommen. Von 1550 bis 1554 entstanden die das Kircheninnere rings umlaufenden Sandsteinemporen. Ihr architektonischer Aufbau mit den Hauptpfeilern der Kirche gleich geschnittenen Stützen und der Einwölbung mit Rippennetzwerk schließt sich freilich ebenso wie die blinde Maßwerkornamentik der Brüstungsplatten noch ganz eng an den ursprünglichen Stil des Baues an, doch treten nun ganz bezeichnende stämmige Frührenaissance-Halbsäulen mit Blattwerkumkleidung zwischen die einzelnen Maßwerkplatten, vor allem aber sind alle Zwickelflächen der Arkaden bedeckt mit sauber skulpiertem, trotz des flachen Reliefs ganz körperhaft wirkendem Pflanzenornament, dessen immer den durchlaufenden Pfeiler als Mittelachse nehmende paarweis symmetrische Ent-

wicklung in aufrechtem, organischem Wuchs und elastischem Spiralschwung der Rankenzüge den erklärten Gegensatz zu dem anorganischen, richtungslosen Flächendekor der Spätgotik bildet (vgl. Abb. 57).

Der Meister dieser Emporen, der sich mehrfach inschriftlich als „Vollender dieses Baues" nennt — wie weit er an dem eigentlichen Bau der Kirche von 1530 ab beteiligt



Abb. 51. Nickel Hofmann.
Relief vom Stadtgottesacker.

war, steht dahin — war Nickel Hofmann (Abb. 51), der bedeutendste Renaissancebaumeister Halles.

Er scheint aus Obersachsen nach Halle gekommen zu sein. Wann, wissen wir nicht. Im Jahre 1550 hat er hier das Bürgerrecht erhalten, 1552 und 1577 wird er urkundlich genannt, 1589 ist von seinem Testament die Rede. Kurz vorher wird er gestorben sein. Mit dem Hauptteil seiner künstlerischen Tätigkeit gehört er Halle an, ja wir dürfen sagen, daß durch Hofmanns Rathausbauten in Merseburg, Hof und

Schweinfurt eine Zeitlang die Hallische Architektur weiterhin einflußreich gewesen ist.

Sein Werk ist auch die Neugestaltung der Osttürme der Marktkirche. Die gotischen Helme der alten Marienkirche wurden abgebrochen und in Backsteinen in der neuen Renaissanceform wieder aufgebaut. Die schön gezeichneten kupfergedeckten achtseitigen Kuppeln, die wieder noch von kleineren gleichgeformten Laternenkuppeln überragt werden, tragen das Datum 1551 als Vollendungsjahr. Eine höchst malerische Wir-

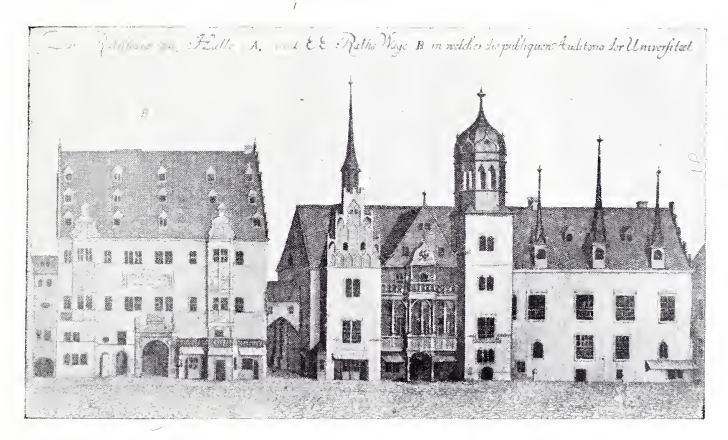


Abb. 52. Rathaus und Wagegebäude.
Mitte des 18. Jahrhunderts.

kung erhielt dieses platzbeherrschende Turmpaar, das der Gesamtsilhouette der Stadt den bis heute charakteristischen Akzent verlieh, durch die in schwindelnder Höhe in flachem Bogen von einem Kuppelumgang zum andern geschlagene Laufbrücke, die ehemals in Stein gebaut, 1837 bis 1839 durch eine hölzerne ersetzt wurde (Abb. 3, 84 u. 85).

Auch das Rathaus ist, i. J. 1558, unter Nickel Hofmanns Leitung einer gründlichen Erneuerung unterzogen (Abb. 52). Vor allem entstand jetzt auf der Mitte der Hauptfront an Stelle

der gotischen Laube, deren Rippenstümpfe halb vermauert noch sichtbar sind, ein durch drei Stockwerke gehender — im 19. Jahrhundert teilweise veränderter — Renaissancevorbau, hinter dem im Innern des Hauptgeschosses ein großer holzgedeckter, durch die ganze Breite des Gebäudes gehender Saal angelegt wurde. Auch hier aber ist der damals geschaffene Zustand leider nicht erhalten geblieben. Nur ein paar Portalumrahmungen, ein Kamin und eine Brunnennische lassen sich mit Sicherheit der Mitte des 16. Jahrhunderts zuweisen.

Die Arbeiten schlossen i. J. 1568 mit dem Neubau des Turmes ab. Wie bei den Hausmannstürmen wurde beim Rathaus die gotische Endigung des Turmes vom Jahre 1501 abgetragen und durch einen der Bekrönung der Hausmannstürme verwandten achtseitigen Kuppelaufbau über offener Laterne nach dem Geschmack der entwickelten Renaissance ersetzt. —

Man hat geglaubt, schon den Entwurf des Roten Turmes als eines frei aufragenden Glockenturmes auf italienische Einflüsse zurückführen zu dürfen. Schwerlich mit Recht. Denn wenn wir auch während des 15. Jahrhunderts mehrmals von politischen Sondergesandtschaften des Rates an den Papst hören, wenn wir auch schon in den siebziger Jahren des 15. und im Beginn des 16. Jahrhunderts Söhne vornehmer Hallischer Familien als Studenten in Bologna antreffen und im Jahre 1500 Männer und Frauen in großer Zahl zur Feier des Jubeljahres und der Eröffnung „der güldenen Pforte in St. Peters und Pauls Münster“ aus Halle nach Rom zogen — aus der Zeit vor der Erbauung des Turmes fehlen alle Nachrichten über Beziehungen von Hallensern zu Italien, und der Hallische Handel hat immer, auch viel später noch, mehr nach dem Nordosten und Nordwesten als nach dem Süden gravitiert.

Bei der großräumigen Anlage des Stadtgottesackers auf dem Martinsberge im Osten vor der Stadt aber, der ja auf

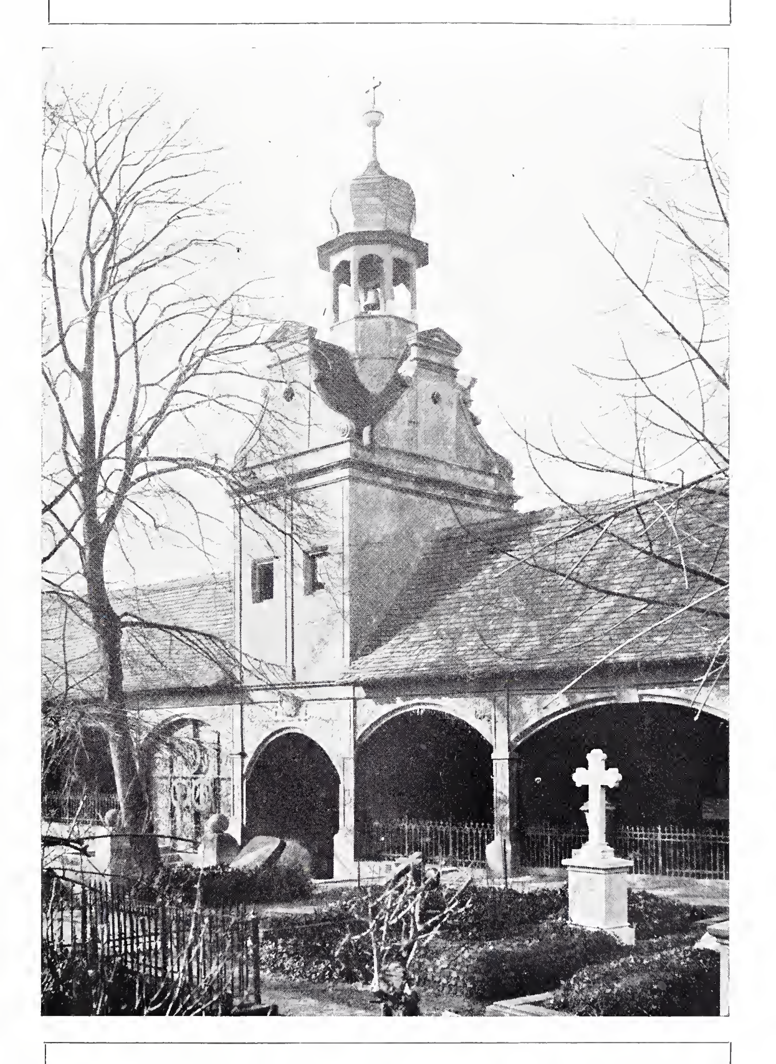


Abb. 53. Eingangsturm des Stadtgottesackers auf dem Martinsberge.

eine unmittelbare Anregung Kardinal Albrechts zurückgeht, darf wohl wirklich angenommen werden, daß Vorstellungen irgendwelcher Art von der Form des italienischen Campo Santo mitgespielt haben. Zunächst, seit 1529, begnügte man sich mit einer einfachen Einfriedigung des Begräbnisplatzes bei der Martinskapelle, wo schon früher, in den Jahren 1350 und 1450 in Pestzeiten Massenbegräbnisse stattgefunden, wo i. J. 1517 Tetzel seine Ablaßpredigten begonnen hatte. Erst i. J. 1558 begann Nickel Hofmann die feste Ummauerung des unregelmäßig vierseitigen Bezirkes mit nach innen offenen Grabbögen, hinter denen unter einem nach innen abfallenden Pultdach die Grabkammern lagen (Abb. 53—55).

Zwei Eingänge in der Westwand vermittelten die Zufahrt von der Stadt her. Von ihnen ist der nördliche später vermauert, der südliche, an dessen Innenseite des Baumeisters wohl posthumes Reliefbildnis in reichem Rollwerkrahmen mit der Umschrift NICKEL HOFEMANN STEINMETZ MEISTER DIESES BAVWES Platz fand (Abb. 51), ist im Mauerwerk in der heutigen Form erst i. J. 1590 vollendet, in der Bedachung noch während des 18. Jahrhunderts verändert (Abb. 53).

Der Bau wurde nördlich des jetzigen Eingangs begonnen und dann immer nach rechts hin fortschreitend je nach Bedürfnis weitergeführt. Erst kurz nach Nickel Hofmanns Tod, i. J. 1594, war mit dem vierundneunzigsten Bogen das ganze Gebiet gleichmäßig ummauert. Wie bei der Sandsteinempore der Marktkirche entfaltet sich auch hier auf den schlanken Zwickeln der Arkaden und auf den trennenden Pilastern die reiche Schmuckphantasie des Meisters und seiner Schüler. Alles aber ist, freilich mit erheblichen Qualitätsunterschieden zwischen den einzelnen Zwickeln, die auf verschiedene entwerfende und ausführende Kräfte schließen lassen, noch um einen Grad reicher und üppiger gestaltet. Oftmals ist das Rankenwerk nicht nur mit grotesken Masken, sondern mit ganzen Figuren und

Figurengruppen durchsetzt, die ebenso wie manche Details der Blatt- und Rankenzeichnung direkt auf ornamentale Kupferstiche des Westfalen Heinrich Aldegrever zurückzuführen sind, dessen Einfluß auch in dem Schmuck der Marktkirchenemporen zu spüren ist.

Allein diese Aldegrever-Ornamentik herrscht nur auf den frühesten sicher noch zu Nickel Hofmanns Tod und unter seiner unmittelbaren Leitung erbauten Teilen der Arkaden. Später wird sie, auch in den Umrahmungen der Wappen, die auf der



Abb. 54. Stadtgottesacker-Arkaden.

Mitte jedes Grabbogens den ursprünglichen Eigentümer der Begräbnisstätte bezeichnen, durch das immer wuchtiger und verwickelter gestaltete „Rollwerk" der Hochrenaissance, dann durch ein eigentümliches, in der deutschen Ornamentik des 16. Jahrhunderts in dieser Breite sonst nirgends verwendetes Knoten- und Schnurwerk abgelöst, das besonders auf der Südseite zur Geltung kommt.

Die Formphantasie zweier Generationen von Steinmetzen hat hier den freiesten Raum zur Entfaltung ihres ornamen-

talen Spieltriebes gefunden. Zugleich dürfen wir annehmen, daß die Stadtgottesackerarkaden von Anfang an auch den Kunstschmieden Halles immer neue Aufträge für kunstvoll gearbeitete Abschlußgitter eingetragen haben, wenn sich auch nur weniges noch aus dem 17., dafür aber manches wertvolle Stück von ausgezeichneter Arbeit aus dem 18. Jahrhundert (Abb. 55) erhalten hat. Die meisten Gitter sind freilich während des 19. Jahrhunderts, das auch sonst dem einzigartigen Bauwerk



Abb. 55. Stadtgottesacker-Arkade, Westseite.

sehr böse mitgespielt hat, durch kümmerliche Gußeisenstakete ersetzt worden.

Auf diesem von allem Lärm und Getriebe der Stadt auch heute noch wie eine Insel im Meer abgesonderten Bezirk haben durch Jahrhunderte Halles beste Männer ihre letzte Ruhestätte gefunden. Die schon i. J. 1674 durch Joh. Gottfried Olearius verfaßte, später mehrfach ergänzte Beschreibung dieses „Coemiterium Saxo-Hallense" bildet nicht nur eine wertvolle Quelle für die Hallische Familiengeschichte, sie ist zu-

gleich ein Memorienbuch der geschichtlichen und geistigen Bedeutung der alten Stadt.

Auch bei einer ganzen Reihe anderer öffentlicher und privater Bauten in der inneren Stadt ist Nickel Hofmanns Hand und die Hand seiner Schüler zu spüren. Vor allem bei dem wohlerhaltenen Hause in der Brüderstraße, dessen stattliches Portal vom Jahre 1560 des Meisters Steinmetzzeichen zeigt,



Abb. 56. Renaissancehaus am Kl.-Berlin.
(Wohnhaus des Philosophen Christian Wolff).

weiter bei dem Holzportal vom Jahre 1568 auf dem Sandberg, bei mehreren Häusern der großen Märkerstraße, insbesondere dem nur im Dachgeschoß später veränderten Eckhause nach dem kl. Berlin (Abb. 56) in dessen Erdgeschoßraum zur Rechten die Ornamente an Pilastern und Konsolen unmittelbar an den Schmuck der Arkaden des Stadtgottesackers erinnern. Das sich heute so glattwandig kastenförmig dar-

stellende Wagegebäude (Abb. 52), dessen Neubau von 1571 bis 1581 aufgeführt wurde, ist ehemals eines der stattlichsten Renaissancegebäude Halles gewesen: zwei rechts und links von dem breiten Durchfahrtsportal durch alle Geschosse gehende mit Bildhauerwerk geschmückte Erkeraufbauten gaben ihm ein reiches Aussehen. Endlich mag noch der erhaltene Bau der Neumühle vom Jahre 1582 zwischen Moritzburg und Domhügel auf Nickel Hofmanns Einfluß zurückgehen. Dagegen hat er den Bau der neuen Schärne (1598), von der nur das ausgebrochene Portal noch Kunde gibt, des Hauses zur goldenen Rose (1593) an der Rannischen Straße und vor allem des jetzt auch verschwundenen großen Hauses, dessen aus der Leipziger Straße nach dem Sandberg versetztes Portal mit reichem Reliefschmuck und den Freifiguren Simsons mit dem Löwen, der Justitia und Temperantia (1600) als das reichste aller erhaltenen Hallischen Renaissanceportale bereits auf der Schwelle zum 17. Jahrhundert steht, nicht mehr erlebt.

Diese zahlreichen, zum guten Teil sehr umfangreichen, mit einer gewissen Pracht und Breite aufgeführten Bauten und das Viele, was nur noch aus alten Stichen und Zeichnungen zu uns spricht, beweisen, daß auch die Spätzeit des 16. Jahrhunderts in Halle noch tüchtige Baumeister und Bildhauer am Werke gesehen hat. Ihnen verdanken wir auch einige psychologisch freilich nicht eben sehr tief greifende, mehr nur das Gegenständliche des Kostüms und der Haltung treu abschildernde Porträts von Männern und Frauen der Zeit, auf Grabsteinen des Stadtgottesackers und in den Medaillons des Portals der „goldenen Rose" — alle so stattlich und voll selbstbewußter Würde, wie die Häuser, die dies Geschlecht erbaut und bewohnt hat. —

Wie zur Zeit des Mittelalters floß der ständig steigende Wohlstand in diesen Jahrzehnten des Friedens vornehmlich

aus dem unvermindert reichen Ertrag der Salzquellen. Zwei vielleicht aus einer älteren symbolischen Darstellung entwickelte steinerne „Wahrzeichen" erinnern noch heute an diese letzte Blüteepoche des Hallischen Salzhandels. Beide, das eine vom Jahre 1583 an der Nordwestecke der Marktkirche, das andere, ehemals an einem Hause der Leipziger Straße, jetzt in der „Neuen Börse", vom Jahre 1585, stellen einen über Rosen schreitenden, mit einem Quersack beladenen Esel dar. Ihre Bedeutung hat der Geschichtsschreiber des Hallischen Salzwerkes, Friedrich Hondorff, mit dem Reimspruch erklärt:

„Die Arbeit und der Nutz, darin zu Hall besteht
Das Saltzwerck, zeiget an, der hier auf Rosen geht."

Am deutlichsten aber wird der Aufschwung, den der Salzhandel in den letzten Jahrzehnten vor dem dreißigjährigen Kriege genommen hat, durch die Erweiterung und die reiche Ausstattung bezeugt, die das ursprünglich zum Sitz des Talgerichts bestimmte, dann von den Pfännern und endlich bis in die Gegenwart hinein von den Halloren zur Abhaltung von Beratungen und Festlichkeiten benutzte Talhaus (Abb. 57) zu Ende des 16. und zu Beginn des 17. Jahrhunderts erfahren hat.

Die Front nach Süden, dem „Tal" zugewandt hat das mit der Geschichte der Stadt eng verwachsene Gebäude bis zum Februar 1882 westlich von der Marienkirche hart an der Grenze gegen die Oberstadt gestanden. Zum Glück sind bei dem dann erfolgten Abbruch die kostbarsten Teile der ehemaligen Innenausstattung gerettet und zwanzig Jahre später in dem nach der Grundform seines Außenbaues dem niedergelegten Talant angepaßten älteren Teil des Museums in der Moritzburg wieder eingebaut worden.

Das älteste Talhaus, von dem wir wissen, ist i. J. 1464 erbaut. Aus dieser Zeit stammt noch ein Tisch von gotischer Konstruktion, mit flach geschnitztem Rankenwerk in ausgehobenem Grund. J. J. 1558 muß dieser Bau unter Nickel

Hofmanns Leitung erneuert sein, 1594 ist das im ersten Geschoß gelegene „Gerichtszimmer" neu vertäfelt. Ziemlich unversehrt haben sich die Schnitzereien der Türumrahmung und des anschließenden Waschschrankes, Schnitzereien und In-

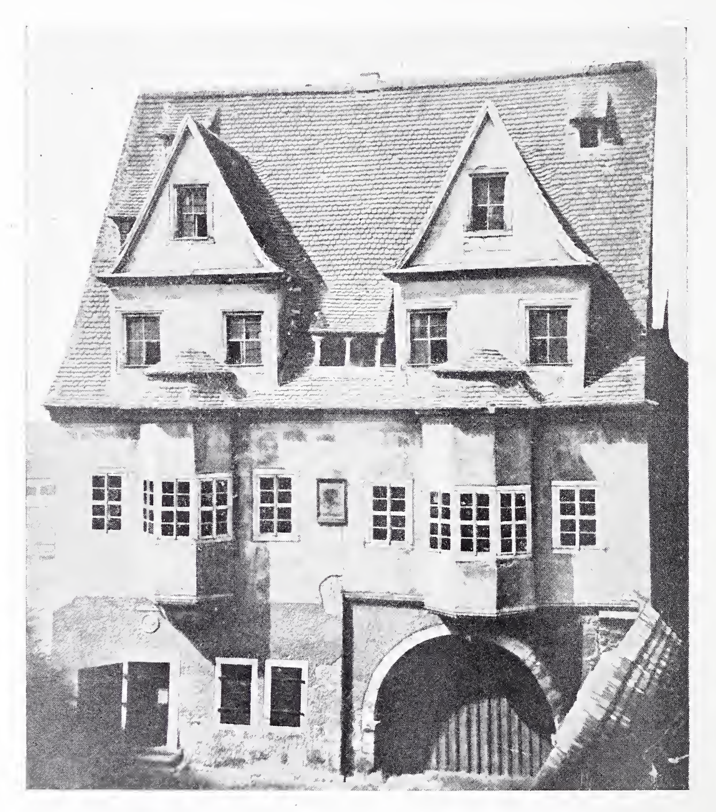


Abb. 57. Das i. J. 1882 niedergelegte Talamt.

tarsien des fünfseitig vorspringenden Erkers und die ganze Decke erhalten, die regelrecht gefeldert die Form der unter dem Renaissanceholzwerk liegenden Unterzugbalken der spätgotischen Bretterdecke nur umkleidet, nicht versteckt. Zwischen der Decke und dem Kranzgesims zieht sich rings eine Reihe

von Landschaftsgemälden mit biblisch-profaner Staffage hin, über der Tür deutet eine Darstellung des jüngsten Gerichts auf den vornehmsten Zweck des Raumes.

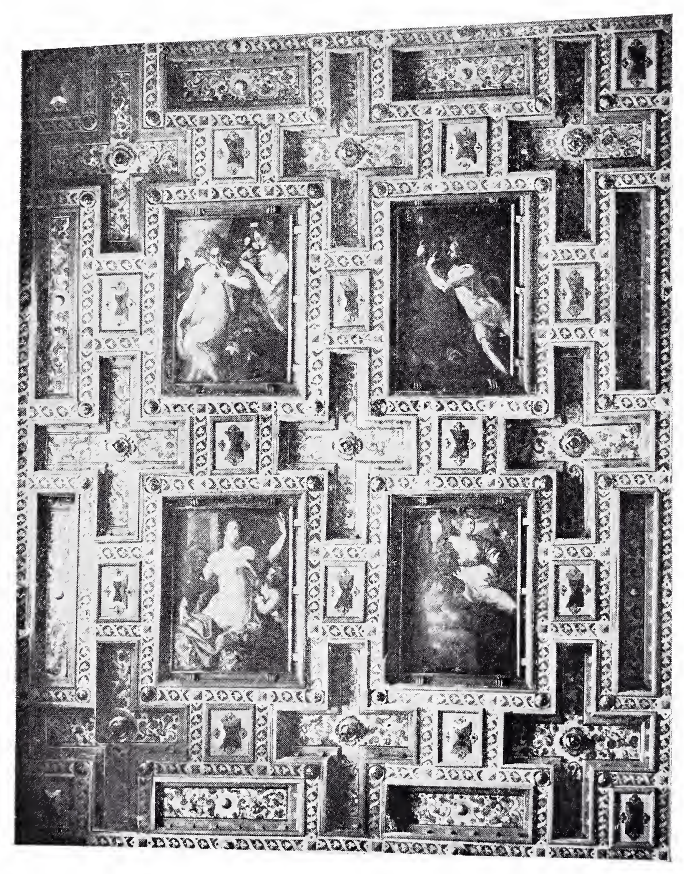


Abb. 58. Deckenvertäfelung der „Hochzeitsstube“ des Talamtsgebäudes. Moritzburg-Museum.

Schon der nächsten Generation aber muß das Haus zu enge geworden sein, auch mag das Holzgetäfel bald als unmodern, als allzu ernsthaft erschienen sein. Die Entwicklung des Ge-

schmacks vollzog sich damals kaum langsamer als heute. In den Jahren 1607 bis 1616 ist jedenfalls der alte Bau auf das doppelte seiner ursprünglichen Größe nach Osten zu erweitert worden. Jetzt entstand in dem Anbau neben der Gerichtsstube ein eigener gleichgroßer, gleichfalls mit einem fünffenstrigen Erkerausbau nach Süden vorspringender Festraum, das sogenannte Hochzeitszimmer, das dem veränderten Geschmack entsprechend nun in ganz anderer Form ausgestattet wurde.

Die mit schattenbildenden Überschneidungen und reichen Detaillierungen malerisch wirkende Holzdecke (Abb. 58) ist vielformig kassettiert, bunt bemalt und vergoldet. In die vier größten Rechteckvertiefungen sind großfigurige Gemälde mit den Allegorien der Jahreszeiten eingelassen, die auf Kupferstichvorlagen des niederländischen Stechers Hendrik Goltzius zurückgehen. Zwei Türumrahmungen, mit der Wand vorgestellten Säulenpaaren und verkröpftem Gebälk architektonisch durchgebildet und mit durchbrochen ausgesägten Schweifwerkaufsätzen von echt schreinermäßiger Phantastik bekrönt, erhöhen den Eindruck festlicher Wirkung. An die Stelle der kleinen biblischen Landschaften des älteren Raumes treten hier überlebensgroße Mythologien und Allegorien: eine breitgelagerte Göttin, die Flucht Aktäons vor den Hunden der mit ihren Nymphen im Bade überraschten Diana, Putten in krausem Knorpelwerkornament und — über den Erkerfenstern — fünf Mädchenbrustbilder mit verschiedenen Attributen, die fünf Sinne darstellend. Unterhalb des in Mannshöhe umlaufenden Simses ist die Holzverkleidung mit großblättrigen Blumenranken bemalt, die bei besonderen Festlichkeiten mit gemalten oder gewirkten Tapeten verhängt worden sein mögen.

Der bedeutend anwachsende Wohlstand der Bürgerschaft ist nun auch der Ausstattung der Kirchen zugute gekommen, die nach der Einführung der Reformation gewiß bald von allem mittelalterlich-papistischen Schmuck gesäubert waren.



Abb. 59. Gestühl in St. Marien
von Antonius Pauvart von Ypern.

Zunächst erhielt die Marienkirche in den Jahren 1561 bis 1575 ein reichgeschnitztes zweireihiges Gestühl, dessen hohe Rückwand die ganzen Längswände der Kirche unter den Spitzbogen der Steinempore mit dunklem Getäfel überzieht (Abb. 59). Die Blattwerkkandelaberornamentik der Gestühlspilaster, die Delphingrotesken der Rückvertäfelung ist in ihren Schmuckformen und dem Stil der Zeichnung den Sandsteinreliefs der gleichzeitigen Stadtgottesackerarkaden nahe verwandt, um so überraschender ist die an dem Gestühl selbst sich findende inschriftliche Angabe, daß die Arbeit von einem zugewanderten Niederländer Antonius Pauwart van Ypern in Flandern ausgeführt ist, ein Beweis für die auch tief landeinwärts wirkende Expansionskraft des niederländischen Einflusses, der sich um diese Zeit über alle Nord- und Ostseeländer auszubreiten begann.

Im Stil verwandt, aber nicht ganz so sauber geschnitten sind drei Holzpfeiler vom Jahre 1566 mit breit ausladenden Konsolen — einer davon im Moritzburgmuseum —, die wahrscheinlich von einer hölzernen Kirchenempore stammen. Überall galt es jetzt für die stark anwachsende Bevölkerung Raum in den Kirchen zu schaffen. Im Jahre 1580 mußte auch in St. Moritz eine Holzempore eingebaut werden. Samt einem zweireihigen Gestühl von 1594 ist das kostbare, nach dem einzigen noch erhaltenen Pilasterstück auch von Antonius Pauwart stammende Schnitzwerk der romantischen Restaurationswut des Jahres 1841 zum Opfer gefallen, die die Moritzkirche in ihrer ursprünglichen mittelalterlichen Form wiederherstellen wollte.

Endlich drängen sich in den Ausgang der achtziger und die neunziger Jahre des 16. Jahrhunderts noch mehrere vortreffliche Holz- und Steinarbeiten in allen drei Pfarrkirchen zusammen, die in ihrer Häufung ornamentaler Motive, figürlicher Reliefs und Rundfiguren von ganz dekorativer Haltung überaus bezeichnend für das Prunkbedürfnis, aber auch für



Abb. 60. Zacharias Bogenkrantz,
Kanzel in St. Moritz 1592.

die unerschöpflich quellende Formphantasie der Bildhauer und Kunstschreiner der Zeit sind.

Am klarsten in der Gliederung ist das Bräutigamsgestühl in der Marienkirche von 1595, das freilich an der durch die jetzige Aufstellung des neuen Hochaltars völlig verdunkelten Ostwand überhaupt nicht zur Geltung kommen kann und durch eine aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts stammende Erhöhung der Ostpartie des Fußbodens außer alle Proportion gesetzt ist. In dem tektonischen Aufbau, in der Verteilung und dem Relief des Schmucks herrscht hier noch Maß und feines Gefühl für die Akzentwirkung gehaltener Formen.

Für den ersten Blick verwirrend durch die Überfülle der malerisch aufgelösten Details sind dagegen die anderen Arbeiten: die Holzkanzel in St. Ulrich von 1588 (Abb. 9), die Steinkanzel in St. Moritz von 1592 (Abb. 60), deren Schalldeckel erst 1604 hinzugefügt wurde und der Schalldeckel von 1596 über der Kanzel in der Marktkirche. Der Schalldeckel der Ulrichskanzel von 1645 schließt die Reihe später ab. In allen diesen reichen Dekorationsstücken treibt die deutsche Spätrenaissance die üppigsten Blüten. Geht man dann aber der Phantasie der Künstler und ihren Dekorationsabsichten im einzelnen nach, so findet man doch auch in diesen überpathetischen, die Grenzen zwischen Kunst und Handwerk auf Schritt und Tritt verwischenden Werken der Zeit um das Jahr 1600 nicht nur ein ganz erstaunliches, nur in einer Schulung von Generationen erlangbares technisches Vermögen, sondern auch viel wohlüberlegte künstlerische Berechnung. Die Formphantasie der Schreinerarchitekten, die diese Werke geschaffen haben, ist doch nicht so vage und haltlos, wie sie oft gescholten wird, sie entspringt vielmehr einem sehr stark entwickelten Gefühl für das Wirkungsvolle der Erscheinung. Dabei sind die Hauptfunktionen der Konstruktionsornamente, dies Verklammern, Verbinden, das Rahmen, Umfassen und

Einschließen in dem Spangenwerk und Beschlagwerk mit ihren elastisch wie Stahlbänder sich krümmenden und einrollenden Bandendigungen vollkommen zum Ausdruck gebracht. Wie die volltönende Sprache des 16. Jahrhunderts überall die aufgereihte parataktische Häufung sinnverwandter Worte liebt und in ihrer Erfindung eine reiche Phantasie beweist, so schwelgen auch Kunst und Kunstgewerbe der Zeit in der Häufung von Formen verwandter Bedeutung. Das Entscheidende ist, daß diese Häufung nicht einer Unklarheit oder Undisziplinierheit der künstlerischen Vorstellung entspringt. Der inhaltliche Zusammenhang der Relieffolgen und Figurenzyklen dieser Schaustücke mag uns, die wir in diesen religiösen und allegorischen Vorstellungen zu leben verlernt haben, oft künstlich und erklügelt scheinen, immer noch aber bleiben auch für unsere Augen diese Kanzeln und Kanzeldeckel Formkompositionen aus einem Guß. Überall werden die Formbewegungen des reinen Ornaments von der Formbewegung der Figuren aufgenommen, um hier erst ganz rein auszuklingen.

Die Meister dieser Werke, deren persönliches Selbstgefühl wir uns freilich sehr entwickelt werden denken müssen, durften sich von der großen, aufsteigenden Welle des Gesamtempfindens ihrer Zeit getragen fühlen. Sie alle besaßen bei all ihrem Selbstgefühl die glückliche Naivetät, die allein den Künstler befähigt, die dem Zeitempfinden gemäße Form zu treffen. —

Aus der Mitte und dem Ausgang des 16. Jahrhunderts ist nun auch schon eine größere Zahl Hallischer Edelmetallarbeiten erhalten.

Urkundlich sind Hallische Goldschmiede bereits seit der Mitte des 15. Jahrhunderts bezeugt, ja von dem Goldschmied Hans Hüauf, der für die Erzbischöfe Ernst und Albrecht von Magdeburg tätig gewesen ist, haben sich in dem Bildinventar des Hallischen Heiltums in der Aschaffenburger Hofbibliothek sogar die sorgfältigen farbigen Abbildungen der für

die beiden Kirchenfürsten ausgeführten Reliquiare — Plenarien, Kreuze, ein Heiligensarg, ein Hüftbild der Maria Magdalena und ein Pultreliquiar — erhalten. Mit ihrer Hilfe können wir die Entwicklung des Künstlers, ein einzigartiger Fall für diese frühe Zeit, von 1492 bis 1517 durch fünfundzwanzig Jahre verfolgen. Wahrscheinlich wird Hans Hüanf auch die Reliquienmonstranz gearbeitet haben, deren Schild mit dem weiß und rot emaillierten Wappen von Halle darauf hinweist, daß sie dem Kardinal bei feierlichem Anlaß von dem Rat der Stadt verehrt worden ist (Abb. 41).

Nach Hüanf wird in einem Verzeichnis von Silbergerät, Teppichen und dergleichen aus dem Besitz des Kardinals im Jahre 1545 ein Meister Jobst, Goldschmied zu Halle mit Silberarbeiten verschiedener Art schon aus dem Jahre 1529 genannt. Es ist erst ganz kürzlich wahrscheinlich gemacht, daß dieser Meister Jobst ein und dieselbe Person mit dem Hallischen Goldschmied Jobst Kammerer ist, von dem sich in öffentlichen und privaten Sammlungen z. B. in Wien, Görlitz, Dresden, Koburg, Wittenberg und Quedlinburg noch ziemlich zahlreiche vergoldete Kupferplatten mit den Bildnissen Luthers, Melanchthons, der Kurfürsten Johann Friedrich und Moritz von Sachsen, Kaiser Karl V. (Abb. 48) in zarter Punktiermanier aus den vierziger und fünfziger Jahren des 16. Jahrhunderts erhalten haben, die früher fälschlich dem Dresdener Goldschmied Johann Kellerthaler d. Ä. zugeschrieben wurden. Von demselben Jobst Kammerer stammt auch ein in Metall getriebenes Medaillonbildnis Luthers an der Nordempore der Marienkirche, der Kanzel gegenüber. Es zeigt die Signatur des Künstlers I K unter der Jahreszahl 1553 und als Umschrift einen lateinischen Hexameter, der verdeutscht so lautet: „Lebend, Papst, Dein Verderben, werd' ich im Tode Dein sein." Eine punktierte Platte mit dem Brustbild Luthers aus demselben Jahre mit gleichlautender Aufschrift befindet sich seit kurzem auch im Moritzburg-Museum.

Aus den Fundumständen darf wohl geschlossen werden, daß der i. J. 1901 beim Abbruch des alten Schulgebäudes in der Rathausgasse zutage gekommene kostbare Schatz von Renaissanceschmuck, silbervergoldeten Gürtelketten, Teilen einer mit goldemaillierten Zierstücken besetzten Perlenhaube, Einzelzieraten und emaillierten Kettengliedern, auch in Halle erstellt worden ist. Endlich stammten aus dem Ende des Jahrhunderts dann noch eine silbervergoldete Hostiendose mit der gravierten Darstellung der Hochzeit zu Kana (1579), eine zugehörige gravierte Abendmahlskanne von edel gefaßtem Umriß mit gegossenen Medaillonauflagen nach Plaketten des Nürnberger Kleinschnitzers Peter Flötner (1580) im Schatz von St. Ulrich (Abb. 61) und eine in vergoldete Silberbänder gefaßte Elfenbeinpyxis aus demselben Jahre in St. Moritz. —



Abb. 61. Silber-vergoldete Abendmahlskanne 1580. St. Ulrich.

Fürstliche und bürgerliche Renaissancekultur.

Allen diesen selbstbewußten Regungen der aufstrebenden bürgerlichen Renaissancekultur scheint der katholisch-erzbischöfliche Hof in der Moritzburg und in der Residenz zunächst ziemlich passiv gegenübergestanden zu haben.

Albrechts erste Nachfolger werden ihrer kurzen Regierungszeit wegen in Halle überhaupt kaum recht heimisch geworden sein. Johann Albrecht, dem die Stadt i. J. 1548,

nun endgültig, hat huldigen müssen, starb schon zu Anfang des Jahres 1550, sein Nachfolger Friedrich, ein Sohn des Kurfürsten Joachim II. von Brandenburg, hat gleichfalls nur ganz kurze Zeit, von 1551 bis 1552 regiert, Erzbischof Sigismund endlich, Friedrichs Stiefbruder und Nachfolger (1553 bis 1567) trat kurz vor seinem Tode selbst zum Protestantismus über. Das bedeutete das Ende der konfessionellen Streitigkeiten, die bis dahin besonders von den Kanzeln der Kirchen herab von beiden Seiten oft genug mit einem Übermaß von Erbitterung und Streitlust geführt worden waren. Schon vorher, i. J. 1561, hatten die Dominikaner Halle verlassen, 1564 waren die letzten Franziskaner gefolgt. In ihrem alten Barfüßerkloster, auf der Stelle des heutigen Universitätsgebäudes, wurde eine neue Stadtschule, das „Luthersche Gymnasium" eingerichtet, das bald durch die von den Schülern veranstalteten dramatischen Aufführungen eine gewisse theatergeschichtliche und literarische Bedeutung erlangt hat.

Bis zu welchem Grade tonangebend das Bürgertum damals gewesen ist, beweist in dieser festfrohen Zeit, deren Feste im vollen Sinne des Wortes Kulturdokumente ersten Ranges sind, die Rolle, die Rat und Bürgerschaft bei dem großen Hallischen Schützenhofe i. J. 1560 gespielt haben, einer der glänzendsten Veranstaltungen der Art.

In der breit angelegten handschriftlichen Chronik des Dr. Thomas Cresse ist uns über Einleitung und Ausführung dieses „zu Erhaltung ehrbarer Gesellschaft, Freundschaft und Ergötzlichkeit" gefeierten „freigemein Gesellenschießen mit dem Armbrust" der ausführliche Bericht eines Augenzeugen erhalten. An 123 deutsche Städte wurde die Einladung zur Teilnahme an dem Schießen mit genauer Angabe der Zielbedingungen versandt, außer zahlreichen Gästen erschienen aus Berlin, Nassau, Zwickau, Dresden, Erfurt, Eger, Gotha, Hof, Chemnitz, Meißen, Magdeburg, Mühlhausen usw. nicht weniger als 167 Armbrustschützen, dazu — auf Spezialeinladung des Erz-

bischofs — viele Fürsten, Grafen und Herren, unter anderen der Kurfürst August von Sachsen mit seiner Gemahlin und deren Mutter, der Königin von Dänemark, der Kurfürst Joachim von Brandenburg, der Markgraf Hans Georg von Brandenburg, der Fürst von Anhalt, die Grafen von Mansfeld, Barby und Stollberg, die zum Teil mit übergroßem Gefolge, Kurfürst August z. B. „mit 600 Pferden ungefährlich" in der Stadt eintrafen. Und nun entwickelt sich alsbald auf der kleinen Pfingstwiese, wo ein Ehrbarer Rath „für die Kur- und Fürsten und das Frauenzimmer" ein zwei Stockwerke hohes auf Säulen ruhendes, innen ausgemaltes Schießhaus hatte aufrichten lassen, das bunteste Festtreiben des Schützenhofes. Es fehlt nicht an dem jahrmarktsmäßigen Zubehör eines Topfhauses mit einem Glückstopf, einer Zinnbude, Rasselbuden, Kugelspielen, Gansgreifen, Hahnensteigen, Narrenstechen, Tänzen und Spielen. Die Kürschner agierten „ein Tragödiam oder Römisch Geschicht aus dem Livio, welche Hans Sachs von Nürnberg in deutschen Reimen verfaßt". Endlich schließt das Fest mit den üblichen großen Gelagen, die der Rat sämtlichen Schützen, der Kurfürst den Fürsten und Herren, endlich noch einmal der Rat dem Kurfürsten und den fürstlichen Herren zu Ehren veranstaltet. Hoch ging es bei diesen Mahlzeiten zu: „auf dieser Tafel", schreibt Dr. Thomas Cresse, „sind gespeist 30 Essen auf fünf Gängen und auf jedem Gange sechs Gericht aufgesetzt worden. Zum letzten aber Käse, Kuchen und allerlei Obst, und hernachmals Marcipan, allerlei Confect, Nürnbergische gewürzte Pfefferkuchen usw. Vom Getränke hat man geben Muscateller, Rheinischen und Franken Wein, Torgisch, Freibergisch, Eimbeckisch und Zerbster Bier, und ist Graf Hans zu Mansfeld Ober-Marschalk gewest."

Kurfürst August von Sachsen hat bei diesem Schießen — bei dem Fürsten und Bürger gleicher Weise sich beteiligten — den ersten Preis davon getragen. Zur Erinnerung an diesen

Schützensieg hat er eine goldene rautenförmige Klippe mit seinem Brustbild und fürstlichen Wappen i. J. 1560 schlagen lassen (Abb. 62). —

Die Regierungszeit von Erzbischof Sigismunds Nachfolger Joachim Friedrich (1566 bis 1598), der als weltlicher Erzbischof zuerst den Titel eines Administrators des Erzbistums Magdeburg annahm, verlief, wie die seiner Vorgänger, ohne bedeutende äußere Ereignisse, nur daß Kurfürst August von Sachsen i. J. 1579 endgültig auf das alte Recht des



Abb. 62. Schützenfest-Klippe Kurfürst August v. Sachsen 1560. Moritzburg-Museum.

Magdeburgischen Burggrafentums verzichtete, das inzwischen freilich schon mehr und mehr zu einer bloßen äußeren Form geworden war.

Im Jahre 1572, am 8. November, wurde dem Administrator in Halle ein Sohn geboren: damit ist die Moritzburg zur Geburtsstätte eines brandenburgischen Kurfürsten, Johann Sigismunds, geworden. Als kurz nach diesem glücklichen Ereignis Tycho de Brahe im Sternbild der Kassiopeja einen neuen hell leuchtenden Stern entdeckte, hat dieser Stern in

Erinnerung an das dem Kurhause Brandenburg durch die Geburt eines Prinzen auf der Moritzburg widerfahrene Glück den Namen des „brandenburgischen Glücksternes" erhalten.

Im Jahre 1598 wurde der Administrator durch seines Vaters Johann Georg Tod selbst Kurfürst von Brandenburg. Er verzichtete auf Magdeburg zugunsten seines jüngeren Sohnes Christian Wilhelm, während dessen langer Regierung das Unglück des dreißigjährigen Krieges auch über Halle hereinbrechen sollte.

Inzwischen hatte, wohl schon seit der mehr als dreißigjährigen Regierung Joachim Friedrichs das Verhältnis zwischen Fürst und Bürgerschaft begonnen, sich mehr und mehr zugunsten des Hofes zu verschieben: der fürstliche Absolutismus des Barock fängt an, sich zu entwickeln.

Bei der großen Tauffestlichkeit, die Christian Wilhelm i. J. 1616 veranstaltete, kann von einer mitgenießenden Teilnahme der Bürgerschaft außer als Zuschauer doch nur in sehr bescheidenem Umfange die Rede sein, obwohl die „grossen Festivitäten mit Aufzügen, Ringel- und Quintan-Rennen, Fußturnieren und Caroussel", mit denen die fürstlichen Herren sich einige Tage lang nacheinander unter sich vergnügten, mitten in der Stadt „auf einer darzu hergerichteten Rennbahn" auf dem Marktplatz abgehalten wurden.

Ihren Höhepunkt fanden die Festlichkeiten in einem großen Kostümfestzug, den Triumph der Tugend, Gerechtigkeit und Großmütigkeit darstellend, an dem 1529 Pferde und noch viel mehr Menschen als Reiter, Insassen der Festwagen und zu Fuß teilnahmen.

In einem sehr selten gewordenen Werk mit zahlreichen, von dem Leipziger Kupferstecher Conrad Grahle gezeichneten Abbildungen — Grahle hat im gleichen Jahre 1616 auch das Exlibris der Marienbibliothek radiert — ist die Erinnerung an diesen Zug, an das Ringelrennen auf dem Marktplatz und an das kostbare Feuerwerk (Abb. 63 und 64), das zum Schluß

auf den Saalewiesen der Moritzburg gegenüber abgebrannt wurde, festgehalten. Diese Abbildungen sind trotz ihres sehr geringen künstlerischen Wertes für uns von dem höchsten Interesse. Hier finden wir die ältesten Darstellungen des Hallischen Marktplatzes, die einzige Abbildung der Moritzburg vor ihrer Zerstörung, die frühesten Abbildungen der Tracht der verschiedenen Gattungen der Salzwirker, der Meister, Träger,

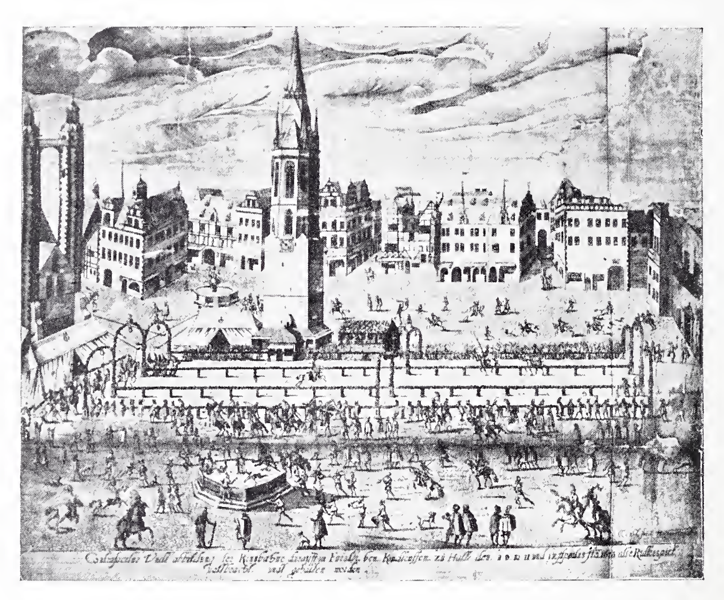


Abb. 63. Ringelstechen auf dem Marktplatz 1616.

Nach einer Radierung von C. Grahle.

Lader und Stöpper, die in dem großen Festzug mitwirkten, dessen Darstellung den breitesten Raum des Albums einnimmt.

Da wechseln Allegorien aller Tugenden und Laster mit paradierenden und galoppierenden Reiterabteilungen, die „Ritter mit dem brennenden Herzen" treten auf und alle Fabelhelden des romantischen Epos von Orlando, Ruggiero und Rinaldo bis zu Reinier von Montauban, Olivier und Gottfried von Bur-

gund; einer Schar von Waldmännern folgt der Südwind, das Glück, die Zeit, die Unbeständigkeit; eine Jagdgruppe mit Meute und Wildwagen zieht vorüber, den ethnographischen Gruppen von verkleideten Türken und Mohren folgt der Zug der Salzwirker, die einen ganzen Salzkoth — eine Salzsiede-hütte — auf Rädern im Zuge mitziehen. Dann Hakenbüchsen-schützen, auf Pferden reitende wilde Tiere und so fort. Ein

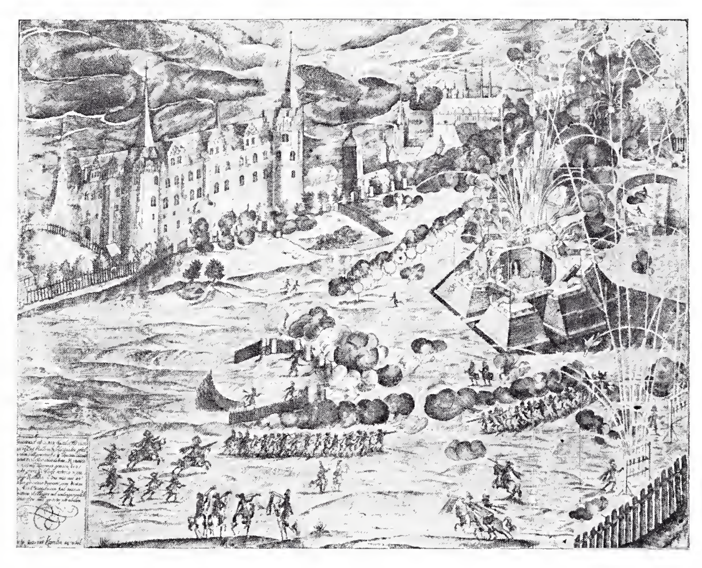


Abb. 64. Feuerwerk gegenüber der Moritzburg 1616.

Nach einer Radierung von C. Grahle.

Nymphenballett und ein Trupp von Falkenträgern macht den Beschluß: es ist das bunteste Durcheinander, das sich erdenken läßt — doch aber auch ein Abbild der mannigfaltigen geistigen Interessen, die die Zeit erfüllten. —

Im Ganzen gesehen bietet Halle jetzt, in den ersten Jahr-zehnten der Regierung Christian Wilhelms, den ersten des

17. Jahrhunderts, das Bild einer voll sich auslebenden Hochrenaissancekultur.

Das literarisch-wissenschaftliche Leben fand seit der Mitte des 16. Jahrhunderts einen Rückhalt an der von Justus Jonas' Nachfolger, dem Superintendenten Sebastian Boëtius begründeten Marienbibliothek. Für die bald durch Geschenke und Käufe zu stattlicher Zahl anwachsenden Bücherschätze wurde von 1607 bis 1612 ein eigener, turmgeschmückter Bau in der Südwestecke des Marktes errichtet, der diesen Teil des Platzes beherrschte, bis er i. J. 1889 verunstaltenden Neubauten weichen mußte.

Hier mag Dr. Thomas Cresse, der Abkömmling eines seit der Mitte des 16. Jahrhunderts in Halle auftretenden Zweiges der großen Nürnberger Patrizierfamilie, manches wertvolle Material für seine in zehn Foliobänden bis zum Jahre 1624 reichenden Annalen gefunden haben, das erste Hallische Geschichtswerk, das freilich nach ganz unpragmatisch und kritiklos, doch durch die zahlreichen im Wortlaut aufgenommenen Urkunden, von hohem Wert für alle späteren Forschungen geworden ist.

In der Marienbibliothek bildete sich mit der Zeit auch eine kleine Sammlung von Raritäten und Kunstwerken. Neben einem kostbaren Marienberger Zinnhumpen mit bacchischen Szenen, der aus dem Besitz Melanchthons stammen soll, wurde hier die wächserne Totenmaske Luthers bewahrt, das Gesichtsmodell für die spätere Figur des am Lesepult sitzenden Reformators, die mit ihrer toten Scheinlebendigkeit noch heute die Besucher der Bibliothek erschreckt, u. a. m. Das waren nun freilich nur zufällig hier zusammengebrachte Dinge. Zur gleichen Zeit aber entstand in Halle auch eine der berühmtesten Privatsammlungen der Zeit, das „Thaumatophylakterium", der Wunderhort des Dr. Laurentius Hoffmann.

Laurentius Hoffmann, der Schwiegersohn des Arztes Balthasar Brunner, der i. J. 1601 die schön getischlerten und

geschnitzten Holztüren der Vorhalle von St. Moritz (Abb. 12) gestiftet hat, der Großvater des berühmten Mediziners Friedrich Hoffmann, ist eine typische Erscheinung der beginnenden Barockzeit. Im Jahre 1582 geboren, studierte er zu Wittenberg und Leipzig, promovierte zu Basel und trat von da die große Bildungsreise durch Italien, Frankreich, England und Holland an, die eben jetzt für einen Mann von Welt de rigueur zu werden anfing. Im Jahre 1606 war er wieder in Halle, wo er bald zum Leibarzt der Frau des Administrators, später auch des Kurfürsten Johann Georg I. von Sachsen ernannt wurde. Aus dem Abbruch des von ihm in der Gr. Ulrichstraße bewohnten Hauses ist unlängst eine lustig mit Rankenwerk und allerlei halb humoristischem, halb satirischem Figurenwerk bunt bemalte Bretterdecke, die auf einem Fähnlein, das ein Storch hält, seinen Namen trägt, zutage gekommen. Als Doktor der Philosophie, Medizin und Chirurgie und als Kaiserlicher Pfalzgraf ist Hoffmann erst achtundvierzigjährig i. J. 1630 auf einer Reise in Dresden gestorben. Dort ist er auch begraben, obwohl er sich schon bei Lebzeiten im Chor von St. Ulrich „ein kostbares Epitaphium von schwartz und weissen Alabaster und Marmor" hatte errichten lassen, das erst i. J. 1885 zugleich mit dem als ebenso reich geschilderten Epitaph des Henning Hammel vom Jahre 1602 abgebrochen und bis auf wenige in das Provinzialmuseum gerettete barocke Fragmente verloren gegangen ist.

Uns ist Laurentius Hoffmann vor allem merkwürdig durch seine Sammlungen, deren Verzeichnis er in lateinischer und deutscher Sprache i. J. 1625 in Halle drucken ließ unter dem wunderlich pompösen Titel: „Thaumatophylakterion, oder Allerley Antiquitäten und seltzame sachen, auß Ost- und West-Indien, Armenien, Persien, Türkey, Arabien, Muscovien, Hispanien, Italien und vielen anderen frembden Landen von Doctor Lorentz Hoffmann zu Halle nicht ohne Mühe und Unkosten zusammengebracht und auff Bitt vieler vornehmer und

gelehrter Leute auß gewissen Ursachen publiciret.“ Die Sammlung, deren Katalog, wenigstens nach der Anlage im Großen, schon den Versuch einer Trennung von Natur- und Kunstgegenständen erkennen läßt, enthielt in der letzteren Gruppe auch eine Sammlung von Gemälden, Kupferstichen und völkerkundlich-exotischen Gegenständen, besonders hervorragend aber scheint sie auf dem Gebiete der Keramik gewesen zu sein. Mit dem Kunterbunt ihrer zahllosen Einzelobjekte bildet sie ein Universalmuseum ganz nach dem Sinne der unersättlichen, bewunderungswürdigen Wißbegierde der Zeit, die mit ihren ausgebreiteten Materialsammlungen auf allen Gebieten der Wissenschaft für spätere Jahrhunderte den Stoff zu systematischer Forschung hat zubereiten helfen.

Ob der Administrator an seines Leibarztes Sammelleidenschaft näheren Anteil genommen hat, wissen wir nicht. Die i. J. 1616 erfolgte Ernennung Lorenz Zick's, eines Mitgliedes der berühmten Nürnberger Kunstdrechslerfamilie, zum Hofdrechsler und seine Berufung nach Halle aber beweist, daß auch dieser Fürst, wie so mancher andere damals der Modekunst des Elfenbeindrechselns zugetan gewesen ist.

Um diese Zeit ist nun auch die früheste in Kupferstich vervielfältigte Gesamtansicht Halles in Bruyn und Hogenbergs Städtebuch erschienen. Sie zeigt, von den Saalewiesen im Westen her gesehen, die langgestreckte tumreiche Silhouette der Stadt, so wie sie auf der Höhe ihres Glanzes vor dem Ausbruch des großen Krieges sich darbot. Von Süden her über die Dächer von St. Moritz und St. Ulrich zu der Fünftürmegruppe des Marktplatzes aufsteigend, von da zu der breiten Saalefront der Residenz und der phantastischen Mauerkrone der alten Stiftskirche sich senkend, endlich mit dem wuchtigen turmbesetzten Block der Moritzburg im Norden abschließend.

Als i. J. 1653 in Merians Topographia Saxoniae inferioris vier neue Ansichten der Stadt erschienen, war die stolze Festung zur Ruine geworden. —

Der Dreißigjährige Krieg.

In völliger Verkennung seiner Machtmittel hatte Christian Wilhelm sich gegen den Willen der Stände im Jahre 1625 dem Bündnis mit Christian VI. von Dänemark angeschlossen. Als sich dann aber die in Verteidigungszustand gesetzte Stadt im Oktober einem Wallensteinschen Korps ergeben mußte und völlig entwaffnet wurde, gab das Magdeburgische Domkapitel den schon nicht mehr in seinen Landen weilenden Erzbischof auf und postulierte (25. Januar 1628) den bisherigen Koadjutor des Erzstiftes August von Sachsen, den zweiten Sohn des Kurfürsten Johann Georg zu seinem Nachfolger. Zur Bestätigung der Wahl kam es jedoch nicht. Kaiser Ferdinand II. erklärte sich gegen den sächsischen Prinzen und dekretierte die Wahl seines eigenen Sohnes Leopold Wilhelm, dem Halle mit den anderen Ständen des Erzbistums am 5. Mai 1630 wirklich hat huldigen müssen. Mit diesem Habsburger zog auch die katholische Reaktion in Halle ein: am 30. Juni 1630 wurde die Stifts- oder Domkirche von den Jesuiten wieder zu katholischen Gottesdiensten geweiht.

Wenige Tage vorher war Gustav Adolf in Deutschland gelandet und hatte damit dem Kriege eine neue Wendung zu geben begonnen. Als seinem Verbündeten gelang es dem vor fünf Jahren vertriebenen Christian Wilhelm mit Hilfe der Halloren in die Stadt einzudringen und nun erlebten die Hallenser das befremdliche Schauspiel, daß ihr von dem Domkapitel abgesetzter, von dem Rat aus Furcht vor der Habsburgischen Regierung nicht wieder anerkannter Erzbischof selbst über eine Woche lang seine ehemalige Residenz die Moritzburg vergeblich belagerte, bis er vor einem anrückenden kaiserlichen Korps zum Rückzug genötigt wurde.

Noch einmal gelang es im gleichen Jahre, wieder mit Hilfe der Halloren, die der alten Herrschaft am festesten anhingen, dem Magdeburgischen Obersten Nikolaus Bock in die Stadt einzudringen, auch er aber mußte schon am nächsten Tage

weichen. Endlich nach dem Siege von Breitenfeld erschien Gustav Adolf selbst am 19. und 20. September 1631 in Halle — er hat damals im Goldenen Ring am Markt gewohnt — und nahm die Moritzburg. Als ob es mit dem abgesetzten Christian Wilhelm, dem vom Domkapitel postulierten August, dem vom Kaiser ernannten Leopold Wilhelm der Prätendenten noch nicht genug gewesen wären, ließ nun auch der schwedische König sich von der Stadt den Huldigungseid leisten, die er dann doch gegen die Kaiserlichen nicht halten konnte. Nur die Moritzburg blieb vorerst noch in den Händen der Schweden.

Im Jahre 1635 — nach Gustav Adolfs vorzeitigem Tode in der Schlacht bei Lützen 1632 — machte Sachsen zu Prag seinen Frieden mit dem Kaiser, der nun endlich des Kurfürsten Sohn August als Erzbischof von Magdeburg anerkannte. Damit treten die Kämpfe um Halle in eine neue Phase ein. Jetzt machen sich die Schweden und die vom Kaiser unterstützten Sachsen abwechselnd die Stadt streitig, deren strategische Bedeutung in dem beständigen Hin- und Herwogen der feindlichen Parteien um den festen Stützpunkt der Moritzburg aufs deutlichste zutage tritt.

Die nüchternen Daten wirken in ihrer ganzen Kraßheit am schlagendsten: im September 1635 werden Stadt und Burg von den kurfürstlichen Truppen besetzt; zu Anfang 1636 weichen die Sachsen vor den Schweden, die dann noch im gleichen Januar — nachdem sie Unter- und Oberburg Giebichenstein niedergebrannt — wieder vor den Sachsen über die Saale zurückgehen müssen. Zu Ende 1636 aber rücken die Schweden wieder östlich vor und nun gelingt es ihnen, auch die Moritzburg in ihre Gewalt zu bringen, die damals, am 7. Januar 1637 durch einen Brand schon teilweise zerstört wurde. Am 27. Oktober finden wir die Burg wieder im Besitz der Sachsen, jetzt, im Oktober 1638 nimmt August von Sachsen die Huldigung der Stadt entgegen. Noch einmal

aber kehren die Schweden für kurze Zeit zurück, und jetzt wird im März 1639 durch die Sprengung des südöstlichen Turmes durch eine Pulvermine der Schweden der Fortbestand der Burg als Festung in Frage gestellt. Freilich ist sie am 1. Februar 1640 doch noch wieder von den Sachsen besetzt, die sie dann dauernd behauptet haben, aber doch die mehrmalige Plünderung der Stadt durch schwedische Truppen nicht haben verhindern können, bis endlich zu Ende 1642 der Administrator August einen Neutralitätsvertrag mit den Schweden abschließen konnte, der für das Gebiet des Erzbistums dem Krieg ein Ziel setzen sollte.

Der letzte Administrator des Erzstifts, August von Sachsen-Weißenfels. Daß sich Halle nach den furchtbaren Heimsuchungen der Kriegsjahre mit ihren Plünderungen und Brandschatzungen überhaupt noch einmal wieder hat erholen können, ist nächst der Fürsorge dieses vortrefflichen Fürsten vor allem der unversiegten Reichtumsquelle zu danken, die die Stadt nach wie vor an ihrem Salzhandel besaß. August von Sachsen-Weißenfels hat denn auch in erster Linie durch die Verbesserung der Saaleschiffahrt den Hallischen Handel wieder zu heben gesucht.

Er wäre gewiß der Mann gewesen, der Stadt jetzt — im Zeitalter Ludwigs XIV. — auch im Äußeren den Stempel einer fürstlichen Barockresidenz aufzuprägen. Daß das nicht geschehen ist, hat sehr einleuchtende Gründe. Da in dem Westfälischen Frieden der Anfall des Herzogtums Magdeburg nach dem Tode des Administrators an Brandenburg beschlossen war, als Ersatz für die von Brandenburg an Schweden abgetretenen Teile Pommerns, ist es begreiflich, daß August keine große Neigung verspürt hat, im Interesse der brandenburgischen Fürsten bedeutende Bauten in Halle aufzuführen, obwohl er für die Stadt, in der er seit dem Jahre 1643 dauernd Hof hielt, eine besondere Vorliebe gehabt haben muß.

Was Halle damals verloren gegangen ist, zeigt ein Blick

auf das mächtige Weißenfelser Schloß, das der Herzog im Jahre 1660 in seinen Stammlanden zu bauen begonnen hat.

In Halle begnügte er sich mit der Ausgestaltung des schon vom Kardinal Albrecht auf dem linken Saaleufer der Residenz gegenüber angelegten Lustgartens und mit neuen Parkanlagen auf den gleichfalls von Albrecht angelegten Schanzen des Jägerberges nördlich der Moritzburg, die wertlos geworden waren, seit Halle durch die Zerstörung der Burg seine Bedeutung als Festung verloren hatte. Auch ein Tierpark wurde jetzt geschaffen, wahrscheinlich in den Gärten auf dem linken Saaleufer, wenigstens berichtet Dietrich Sigismund von Buch, des Großen Kurfürsten Reisemarschall, der i. J. 1678 einige Tage in Halle weilte, die Prinzessinnen hätten von ihren Fenstern in der Residenz einer Schweinehatz zugesehen, auf der er selbst mehrere Tiere erlegte.

Seinen Wohnsitz nahm der Herzog in der alten Residenz, und da die Kapelle in der Moritzburg während der Kriegsjahre offenbar stark gelitten hatte, auch wohl für die Ansprüche der neuen Hofhaltung kaum noch ausreichend gewesen wäre, wurde i. J. 1644 der Dom zur Hofkirche eingerichtet (Abb. 65), obwohl erst wenige Jahre vorher, bei Gelegenheit der Huldigung der Stadt i. J. 1638, auf der Mitte der Nordempore der Marktkirche ein „fürstliches Kirch-Stüblein" als Hofloge eingerichtet war, dessen Platz heute noch die geschnitzten Palmstämme an der zu Ende des Jahrhunderts eingebauten Holzempore bezeichnen, die sich im Stil als eine Imitation der steinernen Hauptempore Nickel Hofmanns gibt.

Es ist ein wahres Wunder, daß bei der Neueinrichtung der alten Stiftskirche zur Hofkirche die aus Kardinal Albrechts Zeit stammenden Skulpturen, die Pfeilerstatuen sowohl, wie die Kanzel, die Weihetafeln und Portalumrahmungen, ja sogar das Chorgestühl erhalten geblieben sind. Hätte der Herzog gleich nach dem Ende des großen Krieges reichere Mittel zur Ver-

fügung gehabt, so hätte er gewiß den ganzen Kirchenraum einheitlich im Stil des Barock ausgestattet. So begnügte er sich

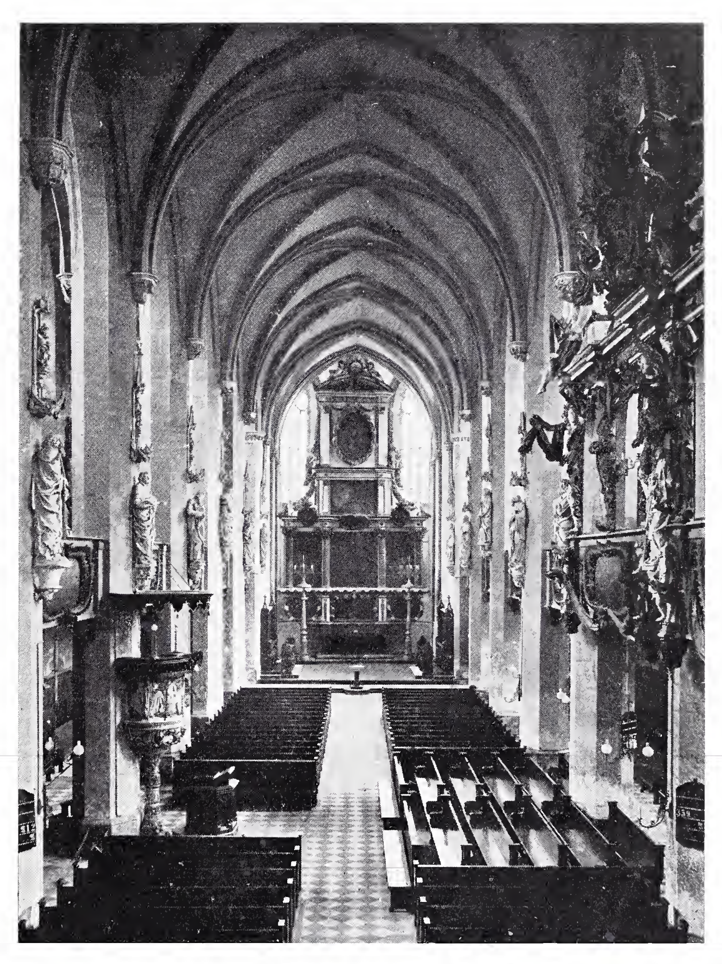


Abb. 65. Inneres der Domkirche.

zum Glück mit der Renovierung des Rundgiebelkranzes und mit ein paar großen Versatzstücken im Innern.

Eine Südempore hat, wie der schöne durchbrochene Wendeltreppeneinbau der Frührenaissance beweist, schon zu Albrechts Zeit bestanden. Jetzt wurde sie bis an die Mittelschiffspfeiler vorgeschoben und über eine zweigeschossige Orgelempore im Westen auch durch das ganze nördliche Seitenschiff fortgeführt. Die mit großen geschnitzten Hängezapfen verzierte Brüstung wurde mit Ovaltafeln mit goldener Schrift und goldener kalligraphischer Federspielornamentik auf schwarzem Grund belegt, eingefaßt von breiten geschnitzten Palmzweigen. Der Kanzel gegenüber wurde auf der Süd-Empore eine von riesenhaften Hermen gestützte, von Engelfiguren flankierte Fürstenloge in Weiß und Gold eingebaut, bekrönt von dem großen Staatswappen des Herzogs. Ihr fielen die Baldachinaufbauten dreier Pfeilerfiguren zum Opfer.

Verhängnisvoller ist den Skulpturen die Marmor imitierende Orgelempore aus Holz geworden. Die letzten Pfeilerfiguren, die schönsten von allen, Mauritius und Maria Magdalena, wurden von dem unteren von ionischen Säulen getragenen Geschoß überbaut, und der heilige Erasmus an der Westwand der Kirche verschwand gar zu halbem Leibe in dem korinthischen Obergeschoß der Empore, an deren Vorderseite ein Schild mit den verschränkten Initialen A M H Z S die Namen des fürstlichen Paares August und Anna Maria, Herzöge zu Sachsen, nennt.

Schon vor der i. J. 1665 erfolgten Vollendung dieser wirkungsvoll plazierten Einbauten war i. J. 1662 über dem Hochaltar das große Dekorationsstück eines Altargemäldes aufgerichtet, das in Höhe und Breite den ganzen frühgotischen Chor der alten Klosterkirche füllend der Orgelempore gegenüber einen im Sinne des Barock prächtigen Abschluß des Raumes gegen Osten bildet. Dreigeschossig baut sich das Mittelbild mit Darstellungen des Abendmahls, Christi in Gethsemane und Christi in der Strahlenglorie auf, flankiert von zwei feststehenden Flügeln, von denen der zur Linken unter dem säch-

sischen Wappen den Herzog mit seinen fünf Söhnen, das zur Rechten seine Gemahlin Anna Maria mit sechs Töchtern unter dem mecklenburgischen Wappen zeigt: feierlich zeremoniöse Bildnisse in der steifen Hoftracht der Zeit.

Um dieselbe Zeit, i. J. 1663, wurde auch in St. Marien im Osten eine neue Orgel eingebaut. Sonst hören wir aus den ersten Jahrzehnten nach dem Kriege in der Stadt überhaupt von keinem einzigen Bauunternehmen von größerem Belang und längerem Bestand. Auch der für Halle charakteristische Typ des patrizischen Privathauses der Barockzeit, dessen Hauptschmuck jetzt nicht mehr in einem monumental durchgebildeten Einfahrtsportal, sondern in einem, sich oft durch drei Geschosse ziehenden Erkervorbau mit derb geschnitztem Holzrahmenwerk bestand, scheint sich erst in den siebziger und achtziger Jahren des 17. Jahrhunderts herausgebildet zu haben. Leider sind alle Bauten dieser Zeit und dieses Stils im Laufe der letzten Jahrzehnte verschwunden. Die Wiederverwendung eines solchen Erkers an der Rückfront des neuen Gerichtsgebäudes kann für das verlorene doch nur unvollkommen Ersatz bieten.



Abb. 66. Christian Knittel. Gold-Emailkelch in St. Ulrich 1654.

Erstaunlich ist es, daß trotz der allgemeinen Verarmung der Stadt, auch aus dieser Zeit mehrere treffliche Arbeiten

Hallischer Goldschmiede erhalten sind. Ja, das kostbarste Stück Hallischer Goldschmiedekunst überhaupt, der berühmte massiv goldene, über und über mit vertieften und reliefierten farbigen Schmelzen geschmückte Kelch der Ulrichkirche (Abb. 66) trägt das Datum 1654. Der in mehrjähriger Arbeit von dem Goldschmied Christian Knittel (1612 bis 1672), dessen Vater aus Merseburg zugewandert war, fertiggestellte Kelch ist der Kirche von dem Oberbornmeister Mathaeus Müller, von Anna Rauschenbachin und Anna Seifartin gestiftet worden. Nach alter Tradition wurden dazu drei Pfund Gold verwandt, „so er — Matthaeus Müller — an goldenen Ketten und andern Geschmeide von seinen drei Weibern ererbet“.

Ein Zeitgenosse Christian Knittels war der „Weiland Ehrenveste, Vorachtbare und Wohlweise Herr Peter Rockenthin (1619 bis 1662), berühmter Goldschmidt, Jubilirer auch des Raths allhier“, wie es auf seiner von Olearius erhaltenen Grabschrift heißt. Sein Vater war vermutlich der Goldschmied Hans Rockenthin, sein Sohn jener G. Rockenthin, der seinen Namen mit der Jahreszahl 1674 in den Greifring eines der drei Glockenzüge eingraviert hat, die sich mit anderen Beständen des alten Ratsilberschatzes jetzt im Moritzburgmuseum befinden. Von Peter Rockenthins Arbeiten haben sich noch mehrere erhalten. Vor allem interessant ist der silbervergoldete und punzierte Deckel- und Fußringbeschlag, mit dem er einen blaugemalten chinesischen Porzellankrug (im Moritzburgmuseum) versehen hat. Wie nämlich aus der dem Deckelrande vorn eingeritzten Buchstabenreihe A(nna) M(aria) H(erzogin) Z(u) S(achsen) G(eborene) H(erzogin Z(u) M(ecklenburg) hervorgeht, hat dieser Krug ehemals der ersten i. J. 1669 verstorbenen Gemahlin des Administrators, die er am 23. November 1647 heiratete, gehört. —

Aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts stammt nun auch das erste gedruckte Hallische Geschichtswerk, die i. J. 1667 in Leipzig erschienene „Halygraphia topo-chronologica d. i.

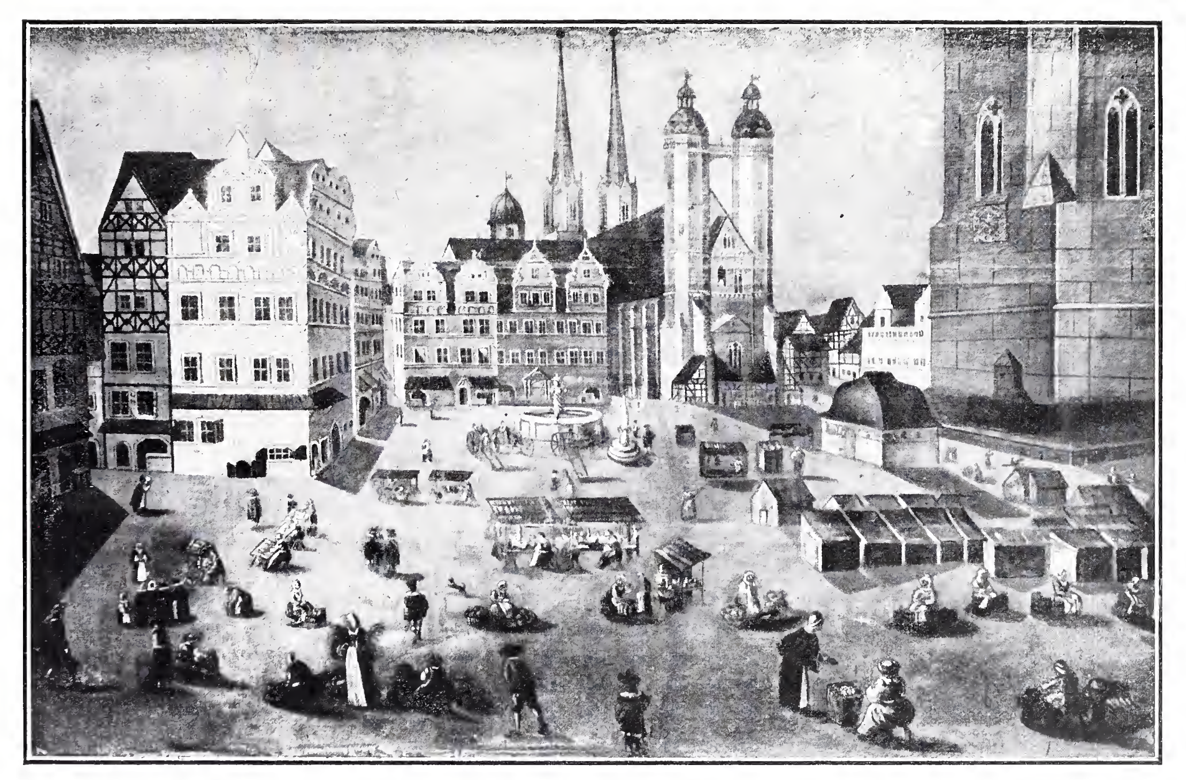


Abb. 67. Ansicht des Marktplatzes gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Moritzburg-Museum.

Ort- und Zeitbeschreibung der Stadt Hall in Sachsen" von Gottfried Olearius. Nichts kann so unmittelbar in die Stimmung und den Gedankenkreis der gelehrten Männer des Barock versetzen, wie die Lektüre dieses ehrwürdigen, durchaus ernsthaften und bis heute noch nicht ganz entbehrlichen Buches, in dem sich alle die krausen Vorstellungen der Zeit, ihr Aber- und Wunderglaube und ihr leise beginnendes Interesse für historische Entwicklungen in der bunt durcheinander gewürfelten Fülle chronikalisch aufgereihter Daten malen, die die folgenschwersten Ereignisse der Weltgeschichte mit derselben Treue und Ausführlichkeit verzeichnen, wie die lächerlichen Kleinigkeiten der Tagesgeschichte — nicht anders, als wie in dem Verzeichnis der Sammlungen Laurentius Hoffmanns ein halbes Jahrhundert früher unmittelbar nebeneinander „Ein Venusbild" und „Eine Mißgeburt eines zweyköpffichten Hirsches" aufgeführt werden. —

Regelmäßig hat Herzog August die nach dem Kriege wieder öfter veranstalteten Vogelschießen auf der Pfingstwiese mit seinem Besuche beehrt. Der Anteil dagegen, den umgekehrt die Bürgerschaft an den Belustigungen des fürstlichen Hofes bei Gelegenheit von Geburtstagsfeiern, bei Tauf- und Hochzeitsfesten oder bei Besuchen auswärtiger Fürstlichkeiten hat nehmen dürfen, wird nicht eben groß gewesen sein. Kaum daß die gehorsamen Untertanen alle den Schlittenfahrten, Ringelrennen, Aufzügen, Balletten, Feuerwerken und Jagden als Zuschauer haben beiwohnen können, denn bei den Jagden diente oftmals der Hof des Residenzgebäudes als „Zwinger", so im Jahre 1669 bei einer Hatz von Bären, Schweinen und Füchsen, oder i. J. 1671, als bei einem solchen fürstlichen Schießen nicht weniger als 40 Stück Schwarzwild, 96 Füchse und 8 Hasen zur Strecke gebracht wurden.

Herzog August scheint es bei aller Leutseligkeit doch wie die größten und kleinsten Regenten seiner Zeit geliebt zu haben, sich mit dem ganzen feierlichen Zeremoniell des absoluten

Fürstentums zu umgeben. Wertvoll für die damalige und spätere Geisteskultur der Stadt aber war seine lebhafte Vorliebe für musikalische und theatralische Aufführungen, für die der in Halle lebende, i. J. 1666 zum Geheimsekretär, später zum Rat des Herzogs ernannte Schriftführer der fruchtbringenden Gesellschaft David Elias Heydenreich zur Bearbeitung niederländischer und französischer Operntexte herangezogen wurde.

Neben der zum „Ballhause" eingerichteten, aus Christian Wilhelms Zeit stammenden Reitschule wurde nahe der Moritzburg an der nordöstlichen Ecke des heutigen Paradeplatzes ein eigenes „Komödienhaus" erbaut. Hier wurden die Aufführungen veranstaltet, die Halle damals den Ruf einer der ersten Theater- und Musikstädte Deutschlands verschafften, und dem Herzog, als der weimarische Geheimrat Krause ihm, als dem dritten Haupt der fruchtbringenden Gesellschaft im Jahre 1667 die Kleinodien des Palmenordens überbrachte, den Ruhm eintrugen, daß er „die deutschen Gemüter zu Tugenden und Kunst angefrischt und stets ein sonderbarer Liebhaber der deutschen Sprache" gewesen sei.

Mit diesen für die Zeit jedenfalls hoch entwickelten poetischen und musikalischen Interessen des Herzogs hängt die Geburt des berühmtesten Sohnes der Stadt Georg Friedrich Haendel's in Halle nur entfernt zusammen. Haendels Vaterschwester allerdings war mit Augusts Hofmusiker und Hoforganist Cyriakus Berger verheiratet; sein Vater Georg Haendel aber ist erst i. J. 1660 als Augusts Geheimer Kammerdiener und Leibchirurgus — seit dem Jahre 1645 bekleidete er die Stelle eines Amtschirurgus von Giebichenstein — in den weiteren herzoglichen Hofstaat aufgenommen. I. J. 1665 erwarb er das Haus zum gelben Hirsch, ein Eckhaus zwischen der Kleinen Ulrichstraße, der Kleinen Klausstraße und dem Großen Schlamm. Dort, in dem „Haendelhause" ist der große Musiker am 23. Februar 1685 geboren. Damals jedoch stand Halle

nach dem i. J. 1680 erfolgten Tode Herzogs Augusts bereits fünf Jahre unter brandenburgischer Herrschaft. Der mit des letzten Administrators Scheiden aufgelöste Hallische Musenhof sammelte sich von neuem unter Augusts Sohnes Herrschaft in Weißenfels. Von dort her und aus Leipzig hat Georg Friedrich Haendel die ersten musikalischen Anregungen erfahren.

Nach einer zweihundertjähriger Dauer schloß mit dem Jahre 1680 für Halle die wechselreiche Epoche ab, in der die Stadt die Rolle einer fürstlichen Residenz gespielt hat. Glänzend hatte sie mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts begonnen, still und klanglos ging sie mit dem Schluß des 17. Jahrhunderts zu Ende. Wieder aber, wie nach dem Verlust der Selbständigkeit i. J. 1478, ist Halle damit nicht zu einer bedeutungslosen Landstadt hinabgesunken, sondern durch den neuen Landesherren sogleich zu einem neuen kulturellen Machtfaktor umgeschaffen. Die Gründung der Friedrichs-Universität in Halle hat einen neuen Keim in den alten Kulturboden gelegt. Ihre überraschende Entwicklung hat die Gesamtkultur der Stadt während des ganzen 18. Jahrhunderts — und bis in die Gegenwart hinein — in hervorragendem Maße mitbestimmt.

4. Kapitel.

Die Universitätsstadt des 18. Jahrhunderts.

Bereits i. J. 1666 hatte der Große Kurfürst Friedrich Wilhelm Magdeburg, den wichtigen Mittelpunkt seiner im Osten und Westen weit zerstreuten Provinzen, im Einverständnis mit dem Administrator militärisch besetzt. Doch kann es nicht Wunder nehmen, daß es an Spannungen zwischen dem sächsischen Fürstenhause und dem einstigen Erben der erzstiftischen Lande nicht gefehlt hat, ja es scheint, daß August im Bund mit Kursachsen in dem für Brandenburg kritischen Moment vor der Schlacht von Fehrbellin geneigt gewesen ist, es zu ernsthaften Verwicklungen kommen zu lassen. Grund genug für Friedrich Wilhelm, sich gleich nach dem Ableben des Administrators seines Besitzes zu versichern. Gleich zwei Tage nach Augusts Tode ist Halle von Magdeburg her militärisch besetzt und von der brandenburgischen Regierung in Pflicht genommen worden. Mit zahlreichem Gefolge erschien der neue Herr selbst ein Jahr später, um die mit großem Pomp in Szene gesetzte Huldigung der Stadt in Person entgegenzunehmen.

Bei dieser Huldigungsfeier spielten die „Halloren" — erst seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts ist diese wohl aus dem lateinischen halurga = Salzwirker entstandene Bezeichnung urkundlich nachzuweisen — eine besondere Rolle. Zwischen dem Roten Turm und dem Eingange der Kleinschmieden hatten sie

einen mächtigen Aufbau in Gestalt eines durchbrochenen Felsens errichtet, besetzt mit den Standbildern des Kurfürsten, der als Gründer des Erzbistums Magdeburg und der Stadt verehrten Kaiser Otto I. und Otto II. und mit Personifikationen der vier Salzquellen. Nach der eigentlichen Huldigung bestieg nach altem Brauch der Älteste der Halloren das kurfürstliche Leibroß, um es um die Salzquellen zu reiten. Das Pferd, das hier schon als der Bruderschaft geschenkt gilt, wird dann von dem Kurfürsten gegen zwei talergefüllte Becher wieder eingelöst, die heute noch in dem Silberschatz der Halloren bewahrt werden. Seither hat sich ein besonders nahes Verhältnis der Halloren zu dem preußischen Königshause herausgebildet. Bei jeder Huldigungsfeier — zuletzt noch i. J. 1890 — erhält die Bruderschaft „Pferd und Fahne" als Gnadengeschenk, und alljährlich zu Neujahr überreicht eine Abgesandtschaft der Halloren, die heute noch in ihrer, mit merkwürdiger Zähigkeit erhaltenen Tracht — Schnallenschuhen, weißen Strümpfen, schwarzer Weste, langem schwarzem Rock mit großen silbernen Kugelknöpfen, und schwarzem Dreispitz — das Straßenbild Halles beleben, dem König Schlackwurst und in der Soole der Salzquellen gesottene Eier.

Schon bei diesem ersten Besuch — verwaltungstechnisch nicht unwichtig ist es, daß damals sogleich ein brandenburgisches Postamt zur Verbindung der neuen Enklave mit dem Kern des Stammlandes eingerichtet wurde — wird der Kurfürst sich von der Notwendigkeit überzeugt haben, die Stadt, deren öffentliche Schuldenlast seit den Brandschatzungen des Dreißigjährigen Krieges zu unerträglicher Höhe angewachsen, deren Einwohnerschaft auf etwa 10000 Köpfe gesunken war, mit allen Mitteln wirtschaftlich zu stärken. Das gibt die Erklärung dafür, daß in dem kaum zwei Wochen nach der Aufhebung des Edikts von Nantes durch Ludwig XIV. i. J. 1685 verkündeten Potsdamer Edikt Friedrich Wilhelms gerade Halle als eine der Städte genannt wird, die den zur Auswanderung gezwungenen französi-

schen Protestanten unter Zusicherungen von allerlei Vergünstigungen zur Niederlassung besonders empfohlen wird.

Gleich im nächsten Jahre trafen die ersten Refugiés in Halle ein. Ihnen folgten seit 1689 auch aus der Pfalz auswandernde Deutsch-reformierte. Wir wissen, welche Rolle die Refugiés in dem gesellschaftlichen und geistigen Leben Berlins bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus gespielt haben: in Halle war es nicht anders. Auch hier geht die Bedeutung der französischen und pfälzischen „Kolonie" weit über den zahlenmäßigen Zuwachs der Bevölkerung hinaus. Durch die neuen Zuwanderer ist jetzt erst in Halle eine lebhaftere industrielle Tätigkeit ins Leben gerufen, und zugleich hat wohl auch das höhere Bildungsniveau der kultivierten Franzosen günstig auf die eingesessene Bevölkerung eingewirkt. Die damals in Frankreich und der Pfalz zur Auswanderung Gezwungenen waren ja nicht die schlechtesten Elemente. Es waren nicht etwa nur mittellose Flüchtlinge der unteren Stände, vielmehr befanden sich tatkräftige und vermögende Männer darunter, wie der Tuchfabrikant Abraham Valéry aus der Languedoc, der seine Arbeiter und Maschinen voraussandte und 1687 in Halle sogleich eine große Fabrik mit einer eigenen Walkmühle an der Saale anlegte.

Wir haben von dem damaligen wirtschaftlichen Zustand Halles eine bemerkenswerte zeitgenössische Schilderung von dem Prediger der französischen reformierten Gemeinde in Berlin, C. Ancillon, der in seiner „Geschichte der Niederlassung der französischen Refugiés in den Staaten Seiner Hoheit des Kurfürsten von Brandenburg" (1690) wörtlich schreibt: „Die Stadt Halle — nächst Leipzig, das seit langer Zeit die Quelle des Handels und der Mittelpunkt der Kaufleute ist, und das nur vier kleine Meilen von dort abliegt — Halle ist seit der Glaubensverfolgung angefüllt mit so vielen Manufakturen und bewohnt von so vielen geschickten und mächtigen Kaufleuten, daß es gegenwärtig die Rivalin der Nachbarstadt ist. Und wenn gefragt wird, welche von beiden Städten das Übergewicht über

die andere habe, so glaube ich, hat Halle allen Grund, auf ein günstiges Urteil zu hoffen. Denn in der Tat, man stellt hier her, was in Leipzig verkauft wird, und Leipzig besäße nicht, was man dort hinbringt, wenn es nicht zuvor in Halle fabriziert wäre."

Mag sein, daß Ancillon den wirklichen Sachverhalt in etwas zu rosigem Lichte geschildert hat: Tatsache bleibt, daß wir auch sonst den Eindruck gewinnen, daß sich bald nach dem Übergang Halles in brandenburgischen Besitz ein frischer Zug in allen Schichten der Bevölkerung zu regen begann.

Noch i. J. 1682 hat man z. B. für die Beschaffung einer neuen Taufschüssel und Taufkanne in St. Ulrich einen Leipziger Goldschmied in Anspruch genommen. Drei Jahre später hat ein Hallischer Goldschmied für St. Moritz eine kaum weniger reich getriebene Barockschüssel geschaffen, und in dieser Zeit, den achtziger und neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts wird auch die größte Zahl jener übergeräumigen, einer Hallischen Werkstatt entstammenden vergoldeten Silberhumpen mit durchbrochenen weißsilbernen Reliefauflagen (Abb. 68) entstanden sein, die in mehreren deutschen Sammlungen, und — ein Beweis dafür, daß sich jetzt auch Halle an dem Export deutschen Silbers nach Rußland beteiligen konnte — in dem Silberschatz der Zaren im Kremel zu Moskau erhalten sind.

Derselben Zeit, dem Ende des 17. und der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts gehören auch die wertvollsten silbernen Becher des Hallorenschatzes an, der neben Hallischen Arbeiten auch solche auswärtiger, Berliner, Leipziger, vielleicht auch Dresdener Goldschmiede enthält, und in seiner Gesamtheit bei der geringen Zahl ungeteilt erhaltener Innungs- und Genossenschaftsschätze mindestens ein kulturgeschichtlich sehr bemerkenswerter Besitz ist. Nur mit einem Stück, einem Becher vom Jahre 1671 geht der Schatz über die Zeit der preußischen Herrschaft zurück. Den Grundstock bilden die bei den Huldigungsfeiern den Halloren als Gnadengeschenke von den jeweiligen

Kurfürsten und Königen überwiesenen Becher, von denen der mit Schweifwerkornamenten, kleinen Jagddarstellungen und biblischen Szenen reich gravierte Becher des letzten Kurfürsten mit der Jahreszahl 1687 und der Chiffre F III der künstlerisch wertvollste ist. Ein schlanker Stangepokal mit den getriebenen, sich die Hände reichenden Figuren Friedrich Wilhelm I. und



Abb. 68. Hallische Barockkanne. [Moritzburg-Museum.
Silber, teilweise vergoldet mit silbernen Reliefauflagen.

August des Starken von Sachsen, neben denen unter zwei schwebenden Adlern auf Sockeln Helm, Krone und Szepter liegen, erinnert mit seiner Aufschrift:

Zwei Adler sahen wir in Unserer Wasser Lust,
Wo Friedrich Wilhelm war und FriedeRich August.
Hier schauen Wir das Bild ja ja Der Himmel gebe,
Das Friedrich Wilhelm noch und Friedrich August Lebe.

an den Besuch Augusts am Berliner Hofe i. J. 1728, während dessen „die aus Halle verschriebenen Halloren einen Aufzug nach ihrer Art hielten und ein Fischerstechen auf dem Arm der Spree, der bei dem königlichen Schlosse vorbey läufft."

Nach altem, zäh festgehaltenem Gebrauch wird dieser Silberschatz in einer Truhe in der Moritzkirche, der alten Pfarrkirche des Tals, verwahrt, und nur alle zwei Jahre zu Pfingsten werden alle Ketten und Becher des Schatzes einen Tag lang ausgestellt, „gesonnt", und dann bei der in alter Weise abgehaltenen Feier des Pfingstbieres immer noch wieder in Gebrauch genommen.

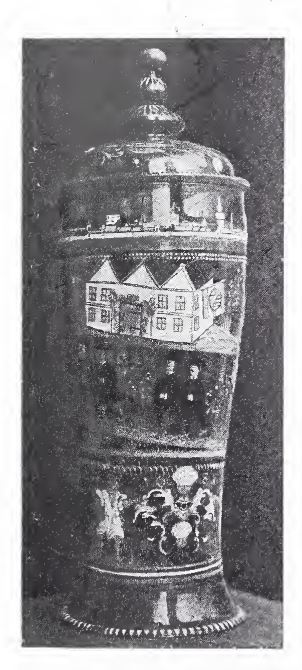


Abb. 69. Hallorenglas v. J. 1681. Siegmaringen.

Derselben Pfingstfeier, bei der die Wahl der neuen Vorsteher erfolgt, verdanken auch die großen kolbenförmigen Deckelpokale, die wahrscheinlich aus Sachsen bezogenen „Hallorengläser" (Abb. 69) ihre Entstehung. So geformte Becher trugen die Salzwirker schon bei dem Festzug des Jahres 1616, doch scheinen die Gläser damals noch schlicht ohne Emailmalerei hergestellt worden zu sein. Die ältesten, zumeist mit dem Wappen des Tales und einem Zug von Halloren in bunten Schmelzfarben bemalten Gläser stammen erst aus den Jahren der Brandenburgischen Besitzergreifung, 1680, sie sind in handwerklicher Ausführung bis in den Beginn des 19. Jahrhunderts, hergestellt, und zwar wurde ein solcher Humpen „voll Torgauisch Bier" dem nach der Pfingstfeier heimkehrenden Salzgrafen in feierlichem Zuge nachgetragen.

Spätestens zu Ende der dreißiger Jahre des 18. Jahrhunderts ist neben die rein gewerblichen Industrien von Woll-, Tuch- und Strumpfwaren, Tapeten-, Barchend-, Flanell- und Leinewanddruckereien, Hut- und Lederhandschuhfabriken dann auch ein mehr künstlerischer Betrieb getreten in der von dem Braunschweiger Daniel Christoph Fleischhauer begründeten „Porcellainfabrique", die, wie die wenigen bisher mit Sicherheit bestimmten Erzeugnisse beweisen, den Arbeiten der übrigen mitteldeutschen Fabriken künstlerisch durchaus gleichwertige, im Scharffeuerbrand dekorierte Fayencen hervorgebracht hat.

Bedeutsamer noch macht sich die aufsteigende Tendenz der Entwicklung in einer Reihe neuer Bauten bemerkbar. Wenn man sich i. J. 1674 noch begnügte, die seit dem Jahre 1510 unvollendet gebliebene Einwölbung der Ulrichkirche über den drei westlichen Gewölbejochen in Holz auszuführen, so entstand, nachdem ein großer Brand im Süden der Stadt aufgeräumt hatte, an dem jetzt erst freigelegten, Großer Berlin genannten Platze eine Reihe zum Teil heute noch erhaltener Neubauten, vor allem i. J. 1697 neben der brandenburgischen Postanstalt das stattliche Haus des ersten Postmeisters Friedrich Mateweis, dessen von riesenhaften Atlanten gestützter Portalbogen mit einer Darstellung des von einem Adler aufwärts getragenen Großen Kurfürsten, dem Neubau der Hendelschen Verlagsanstalt an der alten Stelle wieder eingefügt worden ist.

In diesem mit einem Aufwand von 41000 Talern errichteten Hause hat Mateweis eine Art von Privatakademie begründen wollen, der er selbst den phantastischen Namen Salomons-Athenäum gab. Noch erinnern die seltsamen symbolischen Inschriften und Embleme an dem Portal an die barocken vielseitigen Interessen des seltsamen Mannes, der fünfzehn Sprachen beherrscht haben soll und „große Wissenschaften in omni scibili, der Theologie, Jurisprudenz, Medicin und Philosophie, besonders aber in Mathematicis besessen, darinnen er

allerhand machinas und Instrumenta, besonders eine Säulen-Ordnung, so er Brandenburgicam genennet, erfunden".

Auch eine Erweiterung des seit dem 16. Jahrhundert nicht mehr veränderten Rathauses wurde nun notwendig. J. J. 1702 ist der Flügel an der Leipzigerstraße aufgeführt, kein sehr bedeutender, doch wohlproportionierter Bau, dessen geschnittene Stückdecken mit eingefügten allegorischen Gemälden



Abb. 70. Das Rathaus. Nach einem Aquarell von Albert Grell von 1857.

in allen Räumen den veränderten Zeitgeschmack und den gesteigerten Willen zur Repräsentation wohl erkennen lassen.

Eine künstlerisch wirklich bedeutende Leistung und zugleich doch auch ein Beweis für die Höhe der musikalischen Kultur Halles im Beginn des 18. Jahrhunderts aber ist der von 1712 bis 1716 durchgeführte Einbau einer großen neuen Orgel (Abb. 50), deren reich mit Akanthusblattwerk geschnitztes Gehäuse die ganze Westwand der Marienkirche, dem Gemälde des

Leipzigers Heinrich Lichtenfelser vom Jahre 1593 gegenüber, prächtig ausfüllt. Ihr mußte leider die ursprüngliche Steinempore Nickel Hofmanns an dieser Stelle weichen. Sie wurde durch eine Holzbrüstung von gleicher Form ersetzt. Um dieselbe Zeit haben Verhandlungen über eine Berufung Joh. Sebastian Bachs nach Halle geschwebt. Sie sind leider zu keinem für die Stadt glücklichen Ergebnis gekommen. Später, von 1746—1764, hat Joh. Sebastians Sohn Friedemann Bach, von dem das Moritzburgmuseum ein Porträt besitzt, als Organist und Kantor an St. Marien gewirkt.

Die Friedrichs-Universität.

Alles dies tritt aber nun schon seit dem Ende des 17. Jahrhunderts weit gegen die Bedeutung zurück, die die Gründung der neuen Friedrichs-Universität für das geistige und literarische Leben Halles gewonnen hat. Diese Stiftung war — und das gibt ihr von allem Anfang an den besonderen Charakter — nicht die Folge einer fürstlichen Laune, wie so manches andere, was damals mit großem Pomp und Applomb in Szene gesetzt wurde, sondern eine Schöpfung staatspolitischer Einsicht, die hier einen neuen geistigen Schwerpunkt für die weit zerstreuten brandenburg-preußischen Lande schaffen wollte und zugleich eine Landeshochschule für die beiden Hauptstützen des Absolutismus, die Theologen und die juristische Beamtenschaft.

Es ist ein Ruhmestitel des leitenden Mannes am brandenburgischen Hofe, Eberhards von Danckelmann, daß der jungen Schöpfung die beiden bedeutendsten geistigen Mächte der Zeit dienstbar gemacht wurden, die rationalistische Aufklärung und der religiöse Pietismus, die man mit Recht sehr ungleiche Geschwisterkinder eines Vaters, des Subjektivismus, genannt hat. In Wahrheit ging die Hallische Universität, zu der aus Herzog Augusts Zeit mit der hier mit kurfürstlicher Genehmigung von Augusts „Kammerdiener" Millié de la Fleur in einem Hause der Großen Märkerstraße begründeten „Ritterakademie", einem adeligen Erziehungsinstitut, eine schmale Brücke herüber-

führt, demgemäß aus der Opposition des Geistes einer neuen freieren Zeit hervor, die gegen das auf den anderen Hochschulen, vor allem der Leipziger und Wittenberger noch in voller Blüte stehende engherzige und in Paragraphenformalismus erstarrte akademische Treiben Front machte. Sowohl Christian Tho-



Abb. 71. Christian Thomasius.

masius (Abb. 71) wie August Hermann Francke (Abb. 72), die beiden Hauptkräfte der Hallischen Universität während der ersten Jahre ihres Bestehens, hatten innerhalb des engen Zirkels jenes Wissenschaftsbetriebes keinen Raum zur Betätigung ihrer besten Fähigkeiten finden können. Sie fanden in Halle den richtigen Boden für ihre neugeartete Wirksamkeit.

Mag immer Thomasius nicht der schöpferische Geist gewesen sein, für den er bisher stets gegolten, mag der bald nach ihm aus Wittenberg nach Halle berufene Samuel Stryck, der „Cicero seiner Zeit" ein glänzenderer Jurist, Gundling ein besonnenerer Gelehrter gewesen sein, doch ist der elegante und



Abb. 72. August Hermann Franck,
nach dem Leben gestochen von Bernh. Vogel.

geistreich-vielseitige Thomasius, der sich nicht darauf beschränken wollte, einseitige Fachbildung zu lehren, sondern, im gestickten Rock, mit dem langen Degen an der Seite dozierend, selbst ein Muster des „honnet und galant homme", gesonnen war, den ganzen Menschen zu packen und edlerer Selbstbildung zuzu-

führen, der eigentliche Repräsentant der neuen Hochschule gewesen. Er war der große Magnet, der damals — allen bösen Prophezeiungen zum Trotz — nicht nur die Schar der Brotstudenten, sondern auch die bildungsdurstigen Söhne des Adels und des reichsstädtischen Patriziats nach Halle, dem „plaisanten Saal-Athen" zog.

Ebenso laut und noch weiter, bis in die fernsten Erdteile, verkündeten gleichzeitig August Hermann Franckes Schöpfungen, das Waisenhaus mit allen seinen Tochterinstituten, den



Abb. 73. Die Franckeschen Stiftungen.

Ruf Halles. Schon während der ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts entstand ja im Süden der Stadt der ganze, immer von neuem imponierende Trakt der Franckeschen Stiftungen (Abb. 73), in deren großartiger Nüchternheit sich das überragende organisatorische Genie, die Vielseitigkeit, der weite Blick und das unerschütterliche Gott- und Weltvertrauen des seltenen Mannes, und die bis dahin unerhörte Werbekraft einer neuen Idee sich bis zum heutigen Tage überwältigend manifestieren.

Alles, was Francke begonnen hat, hat sich in irgendeinem Sinne als lebensfähig und lebenschaffend erwiesen. Das meiste

ist im Verlaufe zweier Jahrhunderte weiter ausgebaut oder neu gestaltet. Nur in zwei Räumen scheint immer noch die Luft des 18. Jahrhunderts stille zu stehen, in der Bibliothek, deren eng gedrängte Folianten noch in den alten bemalten Regalen stehen, die uns das von Gottfr. August Gründler radierte Exlibris der Sammlung mit einem Blick in den alten Bücher-

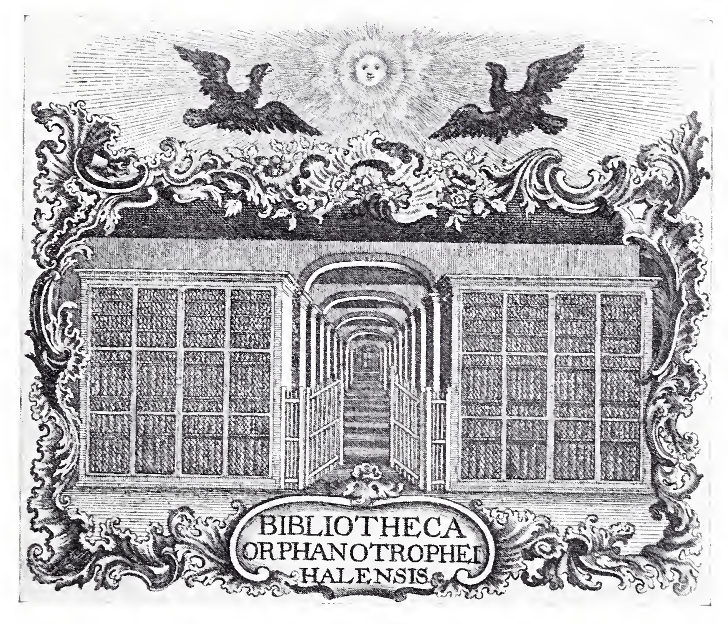


Abb. 74. Gottfr. Aug. Gründler.
Exlibris der Bibliothek des Waisenhauses.

saal (Abb. 74) zeigt, und in dem „Naturalienkabinett" (Abb. 75), das unberührt von dem alle anderen Räume durchströmenden Leben wie vergessen hoch im Mansardengeschoß des Hauptgebäudes gegen den Franckeplatz so viele hochberühmte fürstliche und gelehrte Kabinette überdauert hat, als ein wertvolles Dokument einer längst vergangenen Kulturepoche.

In fortlaufender Reihe sind die Wände des Saales unten

mit geschlossenen Fächern, oben mit verglasten Schränken für die größeren Schaustücke verkleidet; das Holzwerk ist in bunter Steinfarbe marmoriert, die geschweiften Giebelaufsätze zeigen leuchtende, von dem Universitätskupferstecher August Gründler gemalte Stilleben, die jeweils auf den Inhalt des Schrankes andeutend Bezug nehmen, wie die das regnum minerale und vegetabile bezeichnenden, aus Muscheln und Gesteinen, wie



Abb. 75. Das Naturalienkabinett des Waisenhauses.

aus allerlei Blumen zusammengesetzten Menschengesichter. Unter der weiß getünchten Decke hängen heute noch an brüchigen Stricken Krokodil, Schwertfisch, Tümler und anderes Getier, am Boden liegen in malerischem Durcheinander Walfischkiefern und Wirbelknochen, ein grönländischer Kajak, Kleider aus Seehundsfell, Harpunen, Wurfspieße und eine Armbrust mit verbeintem Schaft. Über der Schrankreihe hängen steife alte Gelehrten- und Theologenporträts und in der Mitte ragen als ein Denkmal des fortgeschrittenen Jahrhunderts die beiden Modelle

des kopernikanischen und des tychonischen Weltsystems auf, deren komplizierter Bewegungsmechanismus in dreijähriger Arbeit von dem Hallischen Oberdiakonus Christoph Semler hergestellt wurde. Wir stehen bewundernd vor der jugendlichen Allempfänglichkeit dieser Menschen des 18. Jahrhunderts, deren universalistische Tendenz von Leibniz' Polyhistorie sich allmählich zu Goethescher Natur- und Weltbetrachtung zu vertiefen und zu verinnerlichen vermocht hat.

Die Friedrichs-Universität ist dadurch, daß sie sich tendenzvoll an die Spitze der neuen geistigen Bewegungen stellte, schon in den ersten Jahren ihres Bestehens zu einer der berühmtesten und besuchtesten Hochschulen Deutschlands geworden. Ihr Schwergewicht lag zunächst ganz auf den Gebieten der juristischen und theologischen, dann — durch Chr. Wolff (Abb. 76) — auf dem der philosophischen Forschung. Freilich hat Wolff i. J. 1723 den Angriffen der Theologen weichen müssen. Als er aber gleich nach dem Regierungsantritt Friedrich II. im Dezember 1740 aus Marburg nach Halle zurückberufen wurde, da ist der „professor universi generis humani" im Triumph „mit sechs blasenden Postillionen" von den Studenten und seinen alten Hallischen Freunden mit fürstlichen Ehren eingeholt und in das alte von Nickel Hofmann erbaute Haus am Kleinen Berlin (Abb. 56) geleitet, das damals im Geschmack des Barockstils mit geschnitzter Tür, geschnitztem Treppengeländer, Stuckdecken und gemalten Wandtapeten ausgestattet wurde. Noch steht in dem Zimmer rechts vom Eingange der mit Akanthuslaubwerk und Wolffs Wappen geschmückte Sandsteinkamin an seiner alten Stelle.

Durch die Vermittelung der Universität, durch den alljährlich wechselnd sich erneuenden Zustrom der Studenten hat Halle in der Mitte des 18. Jahrhunderts im engsten Kontakt auch mit dem aufstrebenden poetischen Leben Deutschlands gestanden. Im Anfang des Jahrhunderts studierte der Hamburger

Barthold Heinrich Brockes in Halle, hier begründete der von Lessing nachher so scharf gezauste spätere Pastor in Laublingen, Samuel Gotthold Lange, als 22jähriger Student i. J. 1733 die „Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit“, hier studierten unter Alexander



Abb. 76. Christian Wolff,
gestochen von Bernigeroth 1755.

Baumgarten, dem „Erfinder der Ästhetik, dem es geglückt ist, seinen Namen mit den Anfängen der Philosophie des Schönen für immer zu verknüpfen“, in den dreißiger Jahren Gleim und Utz, Götz, Pyra und Rudnik, die anmutig anakreontisch tändelnden Dichter des preußischen Rokoko, das nun auch in der

Dichtkunst das steife Barock der „Gottschedianischen Secte" ablösen sollte. In Halle sind i. J. 1749 die ersten Gesänge von Klopstocks Messias im Druck erschienen, hier hat Johann Joachim Winkelmann, angelockt von dem Ruf der neuen Hochschule eine Zeitlang studiert und nebenher des Kanzlers Peter von Ludewig Bibliothek geordnet.

Nichts kann so unmittelbar in die lebendige Tagesstimmung der Zeit, in das von allen Interessen bewegte akademische Tun und Treiben hineinversetzen, nichts ist zugleich für die Kenntnis des studentischen Lebens und seine Wandlungen im Laufe der Generationen so bezeichnend, wie Form und Inhalt der alten Studentenstammbücher, von denen sich auch in Halle noch eine ganze Anzahl erhalten hat (Abb. 77—79).

Ein vielbewegtes Leben z. B. hat der Studiosus C. Nurenberg in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre geführt. Es charakterisiert sein Stammbuch, daß es nicht eine Eintragung eines akademischen Lehrers, um so viel zahlreichere dafür von norddeutschen und baltischen Adligen enthält, Studiengenossen, die sich bald in französischer, bald in lateinischer, am seltensten in deutscher Sprache mit einer moralischen Sentenz wie dem „Plus être que paraître" oder dem „Sincère en présence, fidèle en absence" oder mit einem lockeren Sprüchlein wie dem „Une fille sans chemise c'est ma devise" dem „beständigen Andenken des Herren Besitzers als seine gehorsamsten Diener" empfehlen.

Ein ganz anderer Ton als in diesem kavaliermäßigen Album wird in dem Stammbuch des stud. theol. Deinzer aus Nürnberg angeschlagen. Alle bedeutenden Lehrer ist er um ihre Eintragung angegangen, und so ist das Buch besonders wertvoll auch als eine Sammlung von Autogrammen Hallischer Professoren aus der Blütezeit der Universität, von J. P. von Ludewig angefangen zu Joachim Lange, Böhmer, Gotth. Aug. Francke, Christian Wolff, Joh. Christ. Gottsched und anderen.

Noch größer ist, zeitlich und inhaltlich, der Abstand, in dem zwei weitere Stammbücher mit Eintragungen aus den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts folgen. An die Stelle des derben, unbedenklichen Burschentons und der etwas steifen, lehrhaften Art der Perückenzeit ist die Gefühlsseligkeit, die Überschwenglichkeit der Liebes- und Freundschaftsbezeugungen getreten, die die Frühzeit der Romantik charakterisiert. Wenn in den älteren Büchern noch die in großem dekorativem Schwung raumfüllend hingesetzten kurzen Sentenzen und Kraftsprüche überwiegen, so gibt sich die Generation um das Jahr 1800 zumeist redseliger, mit langen in gleichmäßig zierlicher, dünner Schrift in gestochener Zeilenstellung ausgeschriebenen Zitaten aus Jean Paul, Lafontaine, Michaelis, Matthisson, von Salis, gelegentlich wohl auch aus Goethe, Schiller und Shakespeare — kurz nur da, wo vor der Fülle zudrängender Empfindungen alle Worte versagen, etwa in Ausrufen, wie denen: „Liebe unausgesetzt und ewig“ — „Leben Sie glücklich!“ — „Ewigkeit geschworenen Eiden!!!“ — „Rettung von Tyrannenketten!!“ (1798), die einen Einblick in die tiefe innere Erregung der studentischen Jugend eröffnen.

Alle diese Eintragungen aber bilden nur den einen Teil des Inhalts der Stammbücher, fast in allen Fällen tritt farbig-bildlicher Schmuck hinzu. Da gibt ein Bild die lebendige Darstellung einer der zahlreichen Streitfälle zwischen dem unter dem alten Dessauer in Halle garnisonierenden Regiment Anhalt und den Hallischen Studenten (Abb. 77), die sich vor den mit gefälltem Bajonett angriffsweise vorgehenden Soldaten fechtend in das große Hauptportal des Wagegebäudes am Markt zurückziehen müssen. Hier befand sich bis zur Einweihung des neuen Universitätsgebäudes an der alten Promenade die Konzilstube und das auch zu akademischen Feierlichkeiten benützte Auditorium der juristischen Fakultät und in den beiden oberen Stockwerken die Universitätsbibliothek, für die erst i. J. 1777 an der Ostseite des Paradeplatzes ein eigenes

Abb. 77. Studenten von Soldaten des Regiments Anhalt verfolgt.

Stammbuchblatt.

an der Platzfront mit Büsten von Gelehrten des Altertums geschmücktes Gebäude errichtet wurde.

Auch von den Festen und Lustbarkeiten der Studentenschaft geben die Stammbuchblätter ein anschauliches Bild. Statt klirrenden Waffenlärms unter sternklarem Himmel eine peitschenknallende winterlich-festliche Schlittenfahrt auf dem Marktplatz (Abb. 78) bei dem flackernden Licht von Fackeln, die galoppierende Reiter an der Spitze des Zuges und zwischen den

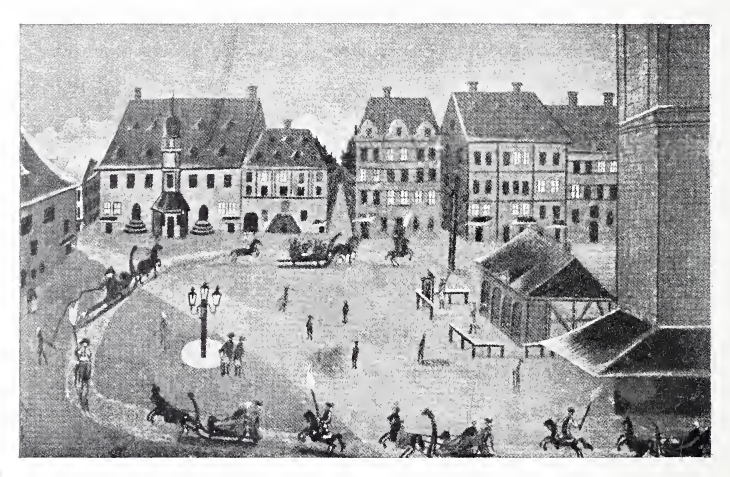


Abb. 78. Studentenschlittenfahrt auf dem Marktplatz. Stammbuchblatt.

in langer Reihe auffahrenden Schlitten tragen. So fuhr fünfzig Jahre früher die Hofgesellschaft Augusts von Sachsen durch die Straßen seiner Residenz. Jetzt sind die Burschen die Herren in Saal-Athen. Wie toll es damals gelegentlich bei solchen Fahrten zugehen konnte, zeigt ein Bericht des berüchtigten Magisters F. Chr. Lankhardt, der alle Tollheiten des damaligen Studentenlebens selbst durchgekostet und in seiner Lebensbeichte mit außerordentlicher Frische und Lebendigkeit geschildert hat.

Wie in Gießen und Jena war auch in Halle der Besuch der „Dörfer“ schon damals Mode. „Der Student liebt überall Natur und Zerstreuung. Auf den Dörfern um Halle, schreibt Lankhardt, findet sich freilich eben nichts Besonderes, nicht einmal eine gute Kegelbahn. Aber der Hallische Student muß einmal Dörfer besuchen und wenn's auch nur wäre, ungekünstelte Gesichter zu begaffen, Merseburger Bier zu trinken, mit dieser oder jener Schneidertochter, Stiefelwichserin oder Perückenmacherdirne zu tanzen, oder des Sommers irgendeiner Kornnymphe nachzuwittern.“ So sehen wir es auch auf einem Stammbuchblatt dargestellt: in steifen Karossen sind die jungen Herren auf eins der benachbarten Bierdörfer, Schlettau, Passendorf oder Rahdeburg, die Lankhardt „wahre Blutigel für die Beutel der Studenten“ nennt, hinausgefahren. Die Degen sind zusammengeworfen, Musik spielt auf. Neugierig schüchtern halten sich die Dorfschönen mit ihren Burschen abwartend noch im Hintergrund, nur die keckste hat schon einem Kavalier die Hand zu einem zierlichen pas de deux gereicht. —

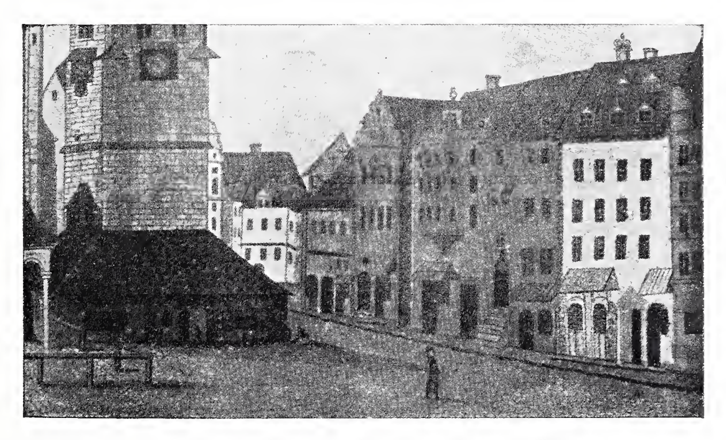


Abb. 79. Der rote Turm und die Nordseite des Marktplatzes. Stammbuchblatt.

Der Siebenjährige Krieg hat, wie ein Jahrhundert vorher der Dreißigjährige, wie zwei Jahrhunderte vorher der Schmalkaldische, Halle überaus schwer getroffen und wieder den runden Abschluß eines eben in der Bildung begriffenen Kulturkreises verhindert.

Wieder sind Truppendurchzüge, Brandsteuern und Kriegskontributionen einander in buntem Wechsel gefolgt.



Abb. 80. Die ehemalige „Maille" an der Magdeburgerstraße.

An neuen Bauten fehlt es daher aus dieser Zeit so gut wie ganz. Das Rokoko ist, von dem Neubau der i. J. 1740 abgebrannten Glauchaer Kirche, der Maille (Abb. 80) und ein paar Privathäusern in und vor der Stadt abgesehen, ohne eine originale Neuschöpfung größeren Stils an Halle vorübergegangen.

Bezeichnend für die Gedrücktheit der Lage ist der Stucküberzug mit etwas spärlicher Muschelwerkornamentik, der den alten Renaissancehäusern der inneren Stadt, in der Großen Märker=

und Rannischenstraße z. B. äußerlich wenigstens ein modernes Ansehen geben sollte.

Die Zeit der Frühromantik.

Erst während der letzten Jahrzehnte des Jahrhunderts, in denen der Rationalismus, nun auch alt geworden, sich auslebte, sind in der Universität, die bis zum Ende des Jahrhunderts die besuchteste Hochschule Deutschlands blieb, dann erst von Leipzig überholt, wichtigere Neuerungen geschaffen worden. Zum Teil schon in innerem Zusammenhang mit den naturphilosophischen Ideen der Blütezeit der Romantik, weisen sie über die schlimmen Leidensjahre der napoleonischen Zeit und des westfälischen Regiments auf die spätere Romantik der den Befreiungskriegen folgenden Epoche voraus.

Der bedeutendste Repräsentant der medizinischen Fakultät war bis zu seinem i. J. 1742 erfolgten Tode der Arzt Friedrich Hoffmann. Übrigens aber haben auf der Hallischen Universität die Naturwissenschaften bis weit über die Mitte des 18. Jahrhunderts hinaus neben der juristisch-staatswissenschaftlichen und der theologischen Fakultät nur eine vergleichsweise geringe Rolle gespielt. Daran ändert nichts, daß schon von 1744 bis 1769 einmal unter Andreas Elias Büchner die Kaiserlich Leopoldinische Akademie der Naturforscher hier vorübergehend ihren Sitz gehabt hat. An den wichtigsten Apparaten und Instituten fehlte es ganz. Das anatomische Theater, der kleine botanische Garten, waren Privatschöpfungen einzelner Professoren. Hier wurde nun gleich nach Friedrich Wilhelm II. Regierungsantritt gründlich Wandel geschaffen. Auf den Rat des Ministers von Zedlitz, der entschlossen war, den drohenden Niedergang der Universität aufzuhalten und „Halle so emporzubringen, wie es nur je gewesen sei", wurde Karl Christoph v. Hoffmann zum Kanzler der Universität bestellt. Auf des Kanzlers Initiative geht der Bau der Universitätsbibliothek von 1796 zurück. Hier fanden die Anfänge des archäologischen Museums, eine kleine Sammlung antiker Münzen, und die

Anatomie Platz. In der ehemaligen Residenz der Erzbischöfe und Administratoren, wo schon früher gelegentlich Vorlesungen gehalten worden sind, wurde ein chemisches Laboratorium und die während des 19. Jahrhunderts zu hoher und selbständiger wissenschaftlicher Bedeutung entwickelte mineralogisch-paläontologische Sammlung eingerichtet. Der verwahrloste Hofgarten aus der Zeit Augusts auf dem Gebiet nördlich der Jägerschanze am Kirchtor wurde zu einem botanischen Garten umgeschaffen, in dem auch eine Sternwarte erbaut wurde.

Neben dem 1783 berufenen klassischen Philologen Fr. Aug. Wolff war jetzt der Mediziner Reil die markanteste Persönlichkeit der Universität, einer der Männer, wie Fichte und der Freiberger Geologe Werner, „die die Romantiker als Vorbilder des Deutschen hinstellten". Er machte Halle, wo er in der französischen Zeit auch nahe dem alten Fürstengarten, gegenüber der Residenz, ein damals viel besuchtes Soolbad begründete, nun nach einem Ausspruch Gotthilf Schuberts „zu dem äskulapischen Heroensitz unserer Zeit". Seit dem Tode des Weltumseglers J. R. Forster, dessen von Anton Graff gemaltes Bildnis das Moritzburgmuseum bewahrt (Abb. 81), waren nur noch von dessen vormaligen Pedell und Amanuensis Vorträge über Zoologie gehalten: jetzt wurde auf Reils Veranlassung i. J. 1804 der erst einunddreißigjährige Norweger Heinrich Steffens berufen. Als Schüler Schellings hat Steffens durch seine Vorlesungen über Naturphilosophie, Mineralogie, Geologie und Experimentalphysik Halle bald zu einem Mittelpunkt naturwissenschaftlicher Forschung gemacht. Und Steffens wieder war in engster romantisch-schwärmerischer Freundschaft dem ernsteren, verschlossenen Schleiermacher verbunden, der im gleichen Jahre 1804 an die Universität berufen wurde.

Schon ehe diese Männer der Hochschule für kurze Zeit neuen Glanz verliehen, waren die jungen romantischen Dichter hier heimisch geworden.

Bereits i. J. 1792 hatten der mystisch schwärmende Wackenroder, der in den „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ das Evangelium eines neuen Kunstgefühls verkündete, und Ludwig Tieck „an den buschigen Ufern der Saale in der Nähe von Giebichenstein (Abb. 82) die Feste

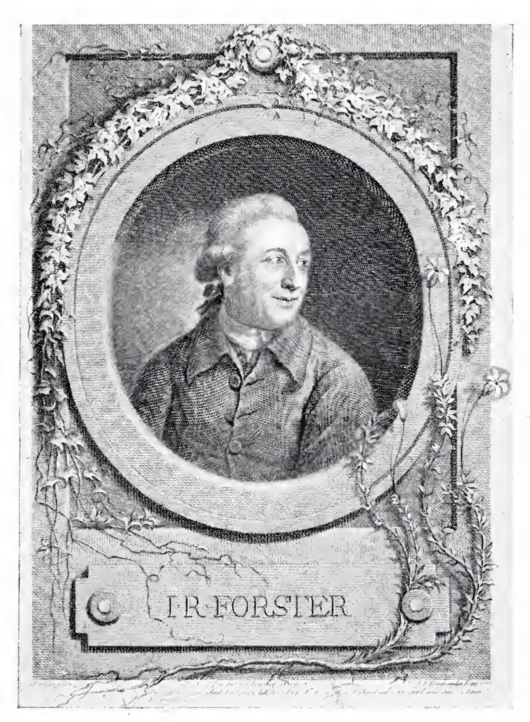


Abb. 81. J. R. Forster,
nach einem Gemälde von Anton Groff
gestochen von J. F. Bause 1781.

ihrer Freundschaft gefeiert“. Der „Abdallah“ ist in Halle entstanden, „William Lovell“, das Hauptwerk der frühromantischen Epoche Tiecks, hier entworfen. An Ludwig Jahn, der von 1769 bis 1800 in Halle studierte, erinnert noch die von ihm in den Trothaer Felsen am Saaleufer entdeckte Höhle,

in deren Einsamkeit er sich zurückzuziehen liebte, gleichzeitig lebte Achim von Arnim hier, und zur Zeit, wo Steffens, Schleiermacher und Reil zusammen in Halle lehrten, hat Eichendorf hier studiert. So ist die Stadt noch einmal der Sitz einer Schar junger Dichter geworden, in deren Werken die Erinnerung an diese Zeit jugendlichen Schwärmens fortlebt.

Den Mittelpunkt des ganzen poetisch-wissenschaftlich-romantischen Kreises bildete das schöne und gastfreie Haus des mit

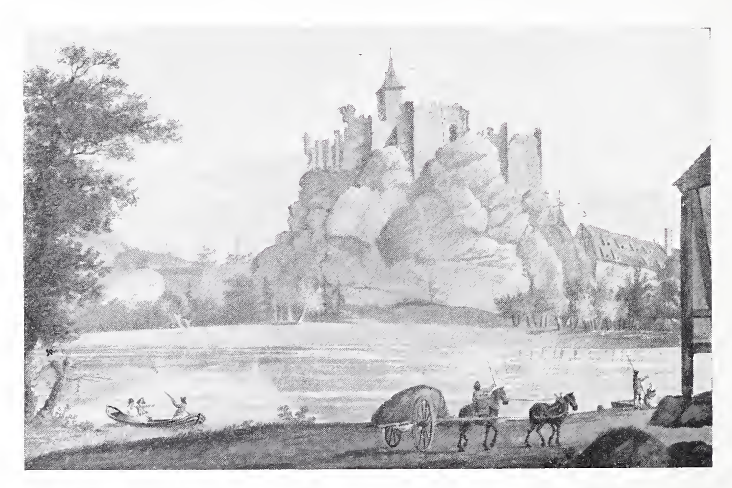


Abb. 82. Der Giebichenstein um 1800. Nach einem Aquarell von Alberti.

Tieck verschwägerten Literaten und Musikers Joh. Friedrich Reichardt, dessen älteste Tochter Johanna Heinrich Steffens Gattin war. Noch heute liegt es weithin sichtbar auf der Höhe über dem weit den Abhang sich hinabziehenden Garten, angesichts der Burgruine Giebichenstein und der von Reil bepflanzten Höhe, die heute den Zoologischen Garten trägt.

Steffens hat das idyllische Leben, das hier geführt wurde und an dem auch Gäste von auswärts, Jean Paul, Schelling, Voß, teilgenommen haben, anmutig genug geschildert. „Reichart", schreibt er, „hatte seinem Kutscher und seinem Be-

dienten Unterricht geben lassen im Waldhornblasen; seine Töchter bildeten zusammen Gesangchöre, die in ihrer einfachen Weise großen Eindruck machten . . . Wenn, oft an schönen lauen und stillen Sommerabenden die alten wehmütigen lyrischen deutschen Gesänge, von dem Waldhorn begleitet, in dem stillen Garten erklangen, war der Eindruck hinreißend."

Es ist die Stimmung dieser Jahre, die Eichendorf in der Musik seiner Verse unvergeßlich erklingen läßt:

„Da steht eine Burg über'm Tale
Und schaut in den Strom hinein,
Das ist die fröhliche Saale,
Das ist der Giebichenstein.
Da hab' ich oft gestanden,
Es blühten Täler und Höhn,
Und seitdem in allen Landen
Sah ich nimmer die Welt so schön." —

Auch Goethe ist in diesen Jahren öfter in Halle gewesen — eine lateinische Inschrift an dem nun auch niedergelegten Hause Friedrich August Wolffs in der Brüderstraße meldete bis vor kurzem, daß er hier als Gast des großen Philologen geweilt habe — gelegentlich hat er damals auch Steffens Vorlesungen gehört, vor allem aber nahm er — wie ein nach Maßgabe der Gallschen Theorie bezettelter Schädel im Goethehause in Weimar beweist — lebhaften Anteil an der neuen Schädellehre Galls, der eine Zeitlang in Halle gelehrt hat. Steffens wieder verdanken wir die schöne Schilderung eines solchen Kollegbesuches: „Goethe saß nun unter den Zuhörern auf eine höchst imponierende Weise. Selbst die stille Aufmerksamkeit hatte etwas Gebietendes, und die Ruhe in den unveränderten Gesichtszügen konnte dennoch das steigende Interesse an der Entwicklung des Vortrages nicht verbergen. Rechts neben ihm saß Wolff und links Reichardt. Gall sprach zuerst von solchen Schädeln, die keine, in einer Richtung ausgezeich-

nete Erhebung darstellten, wohl aber ein schönes bedeutendes Ebenmaß aller; und ein lehrreiches Exemplar eines solchen Gebildes erkannte man, wenn man den Kopf des großen Dichters betrachtete, der seine Vorträge mit seiner Gegenwart beehrte. Das ganze Auditorium sah Goethe an. Er blieb ruhig, ein kaum bemerkbares vorübergehendes Mißvergnügen verlor sich in seinem unterdrückten ironischen Lächeln, aber die stille, unbewegliche, imponierende Ruhe seiner Gesichtszüge ward dadurch nicht gestört." Danach demonstrierte Gall in ähnlicher Weise den Ausdruck des Musiksinnes an Reichardt, den des Sprachsinnes an Wolffs Schädel.

Aus Goethes eigenen Aufzeichnungen wissen wir, daß er auch in Reichardts Garten geweilt und in dem „romantisch-ländlichen Aufenthalt" seine Lieder in Reichardts Melodien „von den wohlklingenden Stimmen seiner ältesten Töchter gefühlvoll" hat vortragen hören.

Damals kam er aus Lauchstedt, dessen neues, nach Goethes Plänen erbautes Sommertheater am 26. Juni 1802 eingeweiht worden war.

Schon im 18. Jahrhundert hatte das freundliche, bis 1738 sachsen-merseburgische, dann kursächsische, seit 1815 preußische Städtchen, das im Äußeren bis heute noch ganz den Charakter des 18. Jahrhunderts bewahrt hat, eine gewisse Bedeutung für Halle gehabt. Zunächst durch seine zu Trink- und Badekuren benutzten Quellen, später vor allem durch das Sommertheater: schon seit den sechziger Jahren des 18. Jahrhunderts haben hier wechselnde Truppen während der Badesaison Komödie gespielt (Abb. 83).

Ärgerliche Händel zwischen den Professoren der Universität, den Studenten und den in Halle mit Vorstellungen auf dem Ratskeller gastierenden Schauspielertruppen sind seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts mehrfach vorgefallen. J. J. 1771 haben sie zu einem strengen Theaterverbot für Halle und den

Umkreis von zwei Stunden geführt — erst i. J. 1806 ist dies Verbot aufgehoben, erst 1811 wurde die ehemalige Kirche des Barfüßerklosters, die Schulkirche des lutherischen Gymnasiums zum Theater eingerichtet.

So fand sich denn Stadt und Universität — vor allem die Studentenschaft — während der ganzen vierzig Jahre von 1771 bis 1811 ganz auf die Sommerbühne des Lauchstedter Theaters angewiesen. Welche Bedeutung Lauchstedt seit dem Ende der neunziger Jahre durch Goethe und Schiller

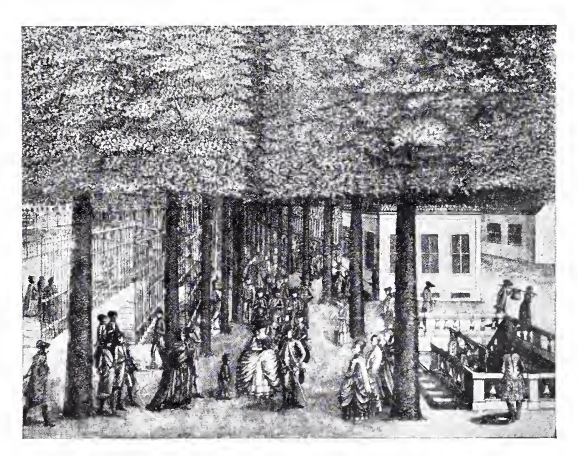


Abb. 83. Kurpromenade in Lauchstedt in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts.

gewonnen hat, ist bekannt. „Mitten in der allgemeinen Misere der Kotzebuaden und Iffländerei — schreibt Eichendorf in der Rückerinnerung an seine Hallische Studienzeit — eroberten sie sich kühn ganz neue Provinzen; gleichsam die Tragweite der Kunstwerke und des Publikums nach allen Seiten hin prüfend, brachten sie Calderon auf die Bühne, gaben den Alarkos und Jon von Schlegel, Brentano's Ponce de Leon usw. — Man kann sich leicht denken, wie sehr dieses Verfahren gerade das empfänglichste und dankbarste Publikum der Studenten

enthusiasmieren mußte. Die Komödienzettel kamen des Morgens schon, gleich Götterboten, nach Halle hinüber . . . War nun einer jener literarischen Meteore oder ein Stück von Goethe oder Schiller angekündigt, so begann sofort eine wahre Völkerwanderung zu Pferde, zu Fuß oder in einspännigen Kabrioletts, nicht selten einer großen Retirade mit lahmen Gäulen und umgeworfenen Wagen vergleichbar, niemand wollte zurückbleiben, die Reicheren griffen den Unbemittelten mit Entree und sonstiger Ausrüstung willig unter die Arme, denn die Sache wurde ganz richtig als eine Nationalangelegenheit betrachtet. In Lauchstedt aber konnte man, wenn es sich glücklich fügte, Goethe und Schiller oft leibhaftig erblicken, als ob die olympischen Götter wieder unter den Sterblichen umherwandelten."

Auch Schiller hat i. J. 1803 von Lauchstedt aus Halle, das ihm freilich, wie er sich lakonisch ausdrückt, „nicht gefiel", einen kurzen Besuch abgestattet, als Gast Niemeyer's, des Kanzlers der Universität und Direktors der Franckeschen Stiftungen.

Zu unserer Zeit, i. J. 1908, ist das alte Goethetheater mit großem Takt in der alten Form wieder hergestellt worden. Seitdem sind die alljährlich dort im Frühling — oft unter Mitwirkung der Hallischen Studentenschaft — veranstalteten Musteraufführungen klassischer Dramen und literarischer oder musikalischer Seltenheiten, wie vor hundert Jahren wieder ein nicht mehr fortzudenkender Bestandteil des Hallischen Kunstlebens geworden. Für kurze schöne Stunden ergreift dann jedesmal das bunte Leben der großen Welt Besitz von dem vergessenen Landstädtchen des 18. Jahrhunderts mit seinem parkumgebenen blanken Weiher, seinen geraden Kurpromenaden, anmutig bedachten Pavillons und den engen, den à la grècque-Toiletten der Jean-Paul-Zeit angemessenen Wandelgängen. —

5. Kapitel.

Das 19. Jahrhundert.

Die Napoleonische Zeit.

Von den Folgen der unglücklichen Schlacht bei Jena ist Halle sogleich auf das schwerste getroffen worden. Am 17. Oktober 1806 wurde die von Eugen von Württemberg geführte preußische Reservearmee in blutigen Gefechten vor den Toren und in den Straßen der Stadt von Bernadotte geschlagen.

Zwei Tage darauf zog Napoleon selbst in Halle ein — er wohnte in dem ehemaligen Mateweisschen Hause, dem Salomons-Athenaeum am Großen Berlin, dessen Wirkungszeit längst abgelaufen war — und verfügte noch am gleichen Tage die Aufhebung der Universität. Im Frieden von Tilsit wurde die Stadt mit allen westelbischen Gebieten des alten Herzogtums Magdeburg zu dem neuen Königreich Westphalen geschlagen. Wie Halle während des Dreißigjährigen Krieges zeitweilig unter österreichischer und schwedischer Herrschaft gestanden hatte, so stand es nun durch sechs Jahre unter französischem Regiment. Freilich wurde die Universität schon ein Jahr nach ihrer Aufhebung, nachdem wenigstens äußerlich die Ruhe zurückgekehrt war, wieder eröffnet, doch versteht es sich, daß ihrer Wirksamkeit unter den bestehenden Verhältnissen die engsten Grenzen gesetzt waren.

Das siebente Jahr erst brachte die Befreiung. Eine kunstlose Bleimedaille erinnert an die Beschießung der Stadt durch die Franzosen am 28. April 1813. Noch einmal hat Napoleon

Halle berührt und noch einmal, am 13. Juli 1813 die Schließung der Universität verfügt. Doch es war zu spät. Schon am 27. November des gleichen Jahres befahl eine aus Frankfurt a. M., dem Hauptquartier, datierte Kabinettsordre Friedrich Wilhelm III., „daß die Universität Halle sofort in ihre volle Wirksamkeit eintreten solle". —

Von allen den schwärmenden Poeten, die vor dem Ausbruch der Napoleonischen Kriege in Halle studiert hatten, ist nach dem Friedensschluß auch nicht einer zurückgekehrt. An Stelle Halles wurde nun Heidelberg der Sitz der jüngeren Romantiker. Als ein letzter Ableger des alten Rationalismus hat dafür August Lafontaine die Tradition des auch in der Dichtung immer „gesunden Menschenverstandes" mit einer endlosen Reihe harmlos moralisierender sentimentaler Familienerzählungen bis tief in das 19. Jahrhundert aufrecht erhalten. Neben ihm hat gleichzeitig hier August Gottlob Eberhard in seinem epischen Idyll „Hanchen und die Küchlein" (1823), dem die unausgesprochene Erinnerung an Giebichenstein ein anmutendes Lokalkolorit gibt, spät noch einen letzten Nachklang von Voß' Luise und Kosegarten's Jucunde geschaffen. Von 1813 bis 1842 hat de la Motte-Fouqué, der Verfasser der „Undine", in Halle gelebt und hier, wo erst zu Beginn der achtziger Jahre die Romantik mit Otto Roquette verblühte, auch an der Universität Vorlesungen über neueste Geschichte und Poesie gehalten.

Vielleicht hätte jetzt aber in Halle eine eigene Tradition wenigstens in einem Zweige der bildenden Kunst entstehen können, wenn nicht in der gründlich verarmten Stadt die notwendigste materielle Grundlage für eine tatkräftige Pflege künstlerischer Interessen ganz gemangelt hätte.

Zweifellos ist Adolf Senff, ein Sohn des Superintendenten und Oberpredigers an der St. Moritzkirche, ein ursprüngliches malerisches Talent gewesen. Das wird nicht nur durch das sehr ernsthafte Bildnis des Vaters aus dem Jahre 1813 be-

wiesen, mehr noch dadurch, daß der junge Künstler sich durch das gefährliche Vorbild seines Lehrers, des gefeierten „Historienmalers“ Gerhard von Kügelgen in Dresden, nicht ganz aus dem Geleise hat bringen lassen. Senff aber, der als freiwilliger Jäger den Feldzug des Jahres 1815 mitgemacht hat, ist gleich nach dem Kriege nach Italien gegangen und bis zum Jahre 1848 mit zwei ganz kurzen Unterbrechungen in Rom geblieben, befreundet mit Thorwaldsen, dessen Hausgenosse er lange Jahre gewesen ist und von dem er auch ein tüchtiges Bildnis hinterlassen hat, das sich heute im Moritzburg-Museum befindet.

Die Aufgabe, die Senff auf diese Weise unerfüllt ließ, hätte an seiner Stelle Adam Imanuel Weise, gleichfalls ein freiwilliger Jäger der Befreiungskriege, erfüllen können, als er i. J. 1815 als Zeichenlehrer an die Universität berufen wurde. Bei ihm aber, wie bei seinen Vorgängern, den Universitätskupferstechern des 18. Jahrhunderts, deren einzig bedeutender, der aus Halle gebürtige Graffstecher J. F. Bause (vgl. Abb. 81), nach kurzer Wirksamkeit an der Universität nach Leipzig übersiedelte, scheint doch das eingeborene künstlerische Talent nicht stark genug gewesen zu sein, um der Belastungsprobe einer im Grunde doch unkünstlerisch gesonnenen Zeit standzuhalten. Weise hat sich mit den Jahren immer mehr von der Kunst zur Kunsthistorie und Kunsttheorie gewandt.

Die Ungunst des Hallischen Bodens in diesen „pauweren Zeiten“ hat in denselben Jahren auch die Malerin Caroline Bardua, das tapfere Mädchen, auch eine Schülerin Kügelgens, und mit dem Landschaftsmaler Caspar David Friedrich in Dresden befreundet, erfahren müssen. Sie hat in Halle von 1815 bis 1817 zusammen mit ihrer Schwester Wilhelmine gelebt, der wir eine reizende Schilderung der Hallischen Zustände während dieser Jahre, besonders des Lebens in dem stattlichen Hause des Kanzlers Niemeyer am Großen Berlin, verdanken. Redlich hat sie sich eine Zeitlang mit Porträt-

malen in Halle durchgeschlagen, bis sie dann doch nach Berlin übersiedeln mußte. Einen guten Begriff von ihrer ehrlichen phrasenlosen Kunst geben die beiden als Gegenstücke gemalten Bildnisse des Konsistorialrates Knapp und des Kanzlers Niemeyer in der Aula der Franckeschen Stiftungen. Andere Gemälde von ihr mögen noch in Hallischem Privatbesitz versteckt sein.

Auch die schon i. J. 1836, demselben Jahre, in dem endlich

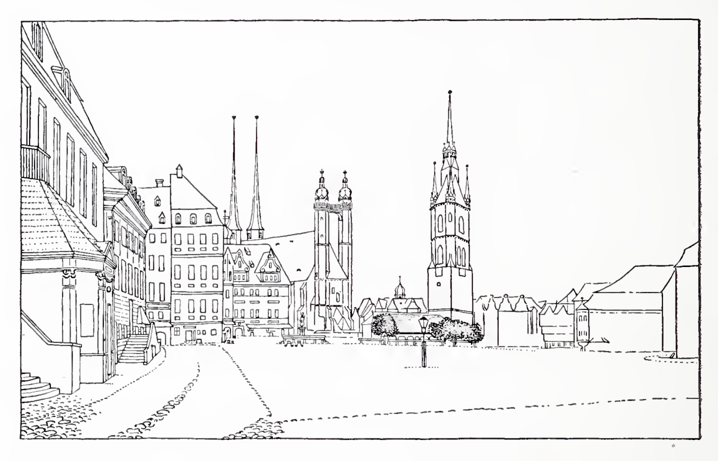


Abb. 84. Der Marktplatz,
Süd- u. Westseite. Um 1800.

ein eigenes Theatergebäude, freilich in überaus bescheidenen Abmessungen, mit einer Aufführung der Braut von Messina eröffnet wurde, durch eine Reihe einsichtiger Männer ins Werk gesetzte Begründung des Hallischen Künstlervereins, hat keinen rechten Wandel schaffen können. Immer wurden die besten Talente der Heimat entfremdet. Hermann Lungwitz, von dessen schlichter Art das Marktplatzgemälde von 1835 Zeugnis gibt (Abb. 3), ging als Schüler Ludwig Richters nach Dresden. Er ist später in Amerika verschollen. In neuerer Zeit endlich hat Hans von Volkmann, der Sohn des großen Chirurgen R. von

Volkmann, bei der Karlsruher Künstlerschaft, Curt Herrmann bei der Berliner Sezession Anschluß gesucht und gefunden.

Nicht einmal zur Begründung einer eigenen Kunstsammlung haben die Kräfte des Vereins ausgereicht. Daß in Halle ein städtisches Museum für Kunst und Kunstgewerbe überhaupt entstanden ist, — viel zu spät freilich, erst i. J. 1885, und lange Jahre hindurch in einer heute nicht mehr verständlichen Weise in seiner prinzipiellen Bedeutung für die Stadt

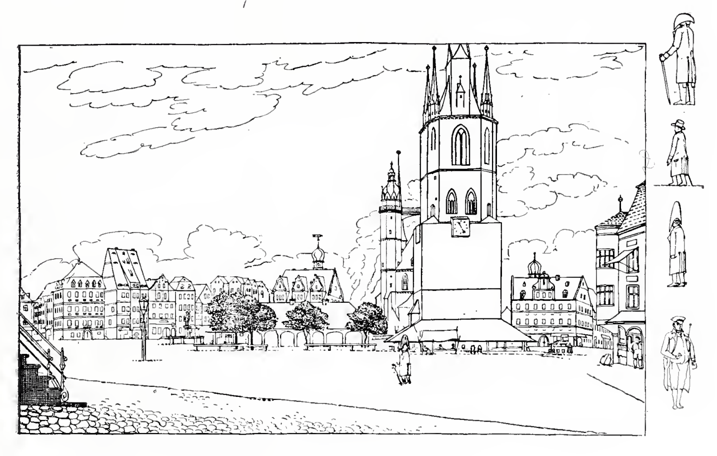


Abb. 85. Der Marktplatz gegen Südwesten. Um 1800.

unterschätzt — ist ganz allein der Initiative eines Mannes, des verstorbenen Franz Otto, zu verdanken. —

Eine merkwürdige Zeit in der Tat, voll innerer Widersprüche, beginnt mit dem Ende der Freiheitskriege. Auf der einen Seite werden jetzt die wertvollsten alten Bauten, auch da, wo gar keine zwingende Notwendigkeit vorliegt, niedergerissen, vor allem in den Jahren 1816 bis 1823 und 1828 bis 1831 die Mehrzahl der alten Torkastelle und Stadtmauern, kostbare Kunstwerke, wie das Cranachsche Altargemälde der

Marienkirche — an dessen Stelle i. J. 1841 ein ganz glattes und gehaltloses Gemälde von dem Berliner Julius Hübner tritt —, wie die geschnitzten Emporen und Gestühle von St. Moritz werden achtlos beiseite gerückt oder zugunsten einer erdachten Stilreinheit zerstört —, auf der andern Seite beginnt unter dem Eindruck des durch den Sieg über die Fremdherrschaft gekräftigten patriotischen Gefühls ein lebhaftes wissenschaftliches und künstlerisches Interesse an der Erforschung und Erhaltung des „vaterländischen Altertums" sich zu regen. Als wertvolle Dokumente dieser, das Alte pietätvoll betrachtenden Gesinnung haben sich im Besitz der Marienbibliothek die Aquarelle und zeichnerischen Aufnahmen Hallischer Gebäude von A. Stapel (aus den Jahren 1832 bis 1853) und Albrecht Grell (aus den fünfziger Jahren) erhalten.

Ihren Mittelpunkt fanden diese Bestrebungen schon sehr früh in dem am 3. Oktober 1819 von einem Kreise von Freunden der vaterländischen Geschichte auf der Burgruine Saaleck begründeten ältesten Geschichtsverein Deutschlands. Sein Name als „Thüringisch-Sächsischer Verein zur Beförderung der vaterländischen Geschichts- und Altertumskunde durch Erforschung und Erläuterung der Denkmale und Überreste früherer Zeiten und Aufbewahrung derselben für die Nachkommen" enthält ein großes und weitgreifendes Programm. Goethe, Schinkel, Jacob und Wilhelm Grimm, Alexander und Wilhelm von Humboldt hat dieser Verein, der i. J. 1823 seinen Sitz nach Halle verlegte, während der ersten Blütezeit seiner Wirksamkeit unter seinen Ehrenmitgliedern gezählt. Ihm verdanken wir den planmäßigen Ausbau der schon i. J. 1812 durch systematische Grabungen bei Zeitz durch den Baukondukteur Adolf August Bergner begründeten Sammlungen zu dem ältesten Provinzialmuseum Deutschlands, für das eben jetzt im Norden der Stadt ein großer, von Wilhelm Kreis entworfener Neubau aufgeführt wird. —

Der gleiche Zwiespalt des Wollens äußert sich nun auch in

den **Bauunternehmungen** der auf den Freiheitskrieg folgenden Jahrzehnte. Halle trat finanziell völlig gebrochen in die neue Zeit ein. Die Lebenskraft der Stadt aber war nicht erschöpft. Mit der i. J. 1817 vollzogenen Vereinigung der südlichen und nördlichen Vorstädte Glaucha und Neumarkt mit dem alten Stadtkern beginnt für die „Gesamtstadt" Halle eine neue Epoche.

Auch von anderer Seite her kam Hilfe und Anregung.

Durch den Wiener Kongreß war mit einem Teile von Sachsen auch Wittenberg an Preußen gefallen. Es war für

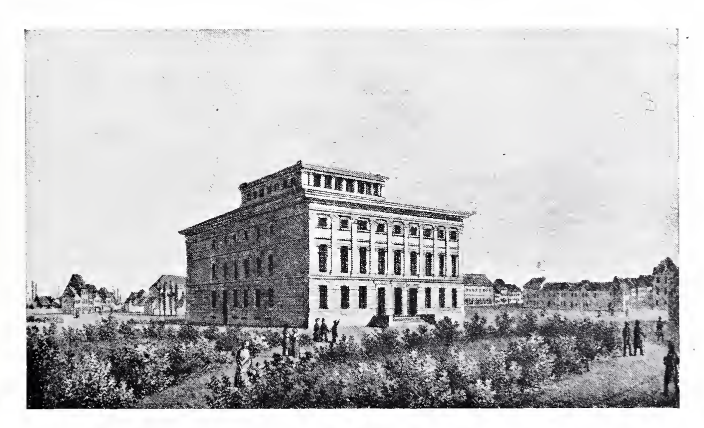


Abb. 86. Das Universitätsgebäude 1832—1834.

die Zukunft Halles von einschneidender Bedeutung, daß gleich im nächsten Jahre (1816) die alte Universität Wittenberg, die Schöpfung Friedrich des Weisen, mit der zwei Jahrhunderte jüngeren, nunmehr „Vereinigte Friedrichs-Universität Halle-Wittenberg" genannten Hallischen Universität verschmolzen wurde.

Immer noch waren die Vorlesungsräume der Hochschule in verschiedenen Teilen der Stadt verstreut, erst i. J. 1832, im Todesjahre Goethes, wurde endlich der Grundstein zu einem eigenen Universitätsgebäude gelegt, an der Stelle des alten

Franziskanerklosters, dessen Kirche nach der Vereinigung des lutherischen Gymnasiums mit der Latina der Franckeschen Stiftungen zur lateinischen Hauptschule (1808) zuletzt von 1809 bis 1811 durch Reil zu einem Schauspielhause umgewandelt worden war.

Der i. J. 1834 eingeweihte Universitätsbau*) (Abb. 86) an der Promenade, an den sich nach dem ursprünglichen Plane noch zwei gleich hohe, aber weniger tiefe Seitenflügel anlehnen



Abb. 87. Die Moritzburg von Nordosten.
Gezeichnet von Fr. Schinkel.

sollten, ist nicht, wie immer wieder behauptet worden ist, von Schinkel entworfen; doch ist er in dem wohlgebildeten reinen Maß seiner Verhältnisse, der schlichten Vornehmheit der Raumwirkung des Treppenhauses und der großen, die ganze Baulänge einnehmenden Aula, deren Schmalwänden emporentragende Säulenreihen vorgestellt sind, in der Sorgfalt der

*) Vgl. Wilh. Waetzoldt, „Der Universitätsbau zu Halle und Friedrich Schinkel". Breslau 1913. Mit frdl. Erlaubnis des Verfassers sind dem Werke unsere Abb. 87 u. 88 entnommen.

formalen Durchbildung aller Einzelheiten bis auf die rosettenförmigen Befestigungsschrauben des eisengegossenen Treppengeländers ein repräsentatives Werk des von Schinkels Geist getragenen Berliner Klassizismus.

Dem glücklichen Universitätsbau, der diesen Kunststil in Halle allein vertritt, seitdem die i. J. 1822 gebaute ältere Loge (Abb. 24) zu den drei Degen auf dem Jägerberg i. J. 1867 einem Neubau hat weichen müssen, seitdem auch das

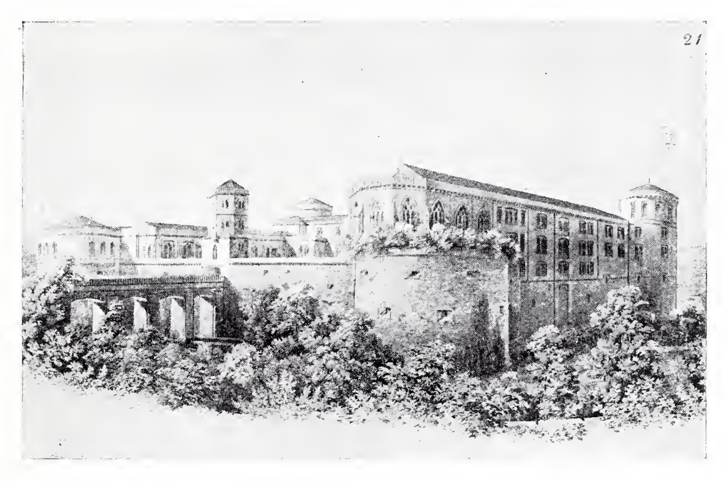


Abb. 88. Entwurf Fr. Schinkels für den Ausbau der Moritzburgruine zur Universität.

kleine Theater von 1836 nicht mehr besteht — sind, wie erst ganz kürzlich im einzelnen festgestellt worden ist, andere Pläne vorangegangen, die wirklich Schinkel zum Urheber hatten.

Der damalige Kronprinz, spätere König Friedrich Wilhelm IV., dem nach dem Wiener Kongreß das als kgl. Domäne in den neugebildeten Saalkreis aufgegangene ehemalige Amt Giebichenstein zugewiesen war, und der schon im Juli 1817 der romantischen Burgruine an der Saale einen Besuch abgestattet hat, ist die treibende Kraft bei dem Plane gewesen, nach dem

die Ruine der Moritzburg zur Universität hätte umgebaut werden sollen.

Die erhaltenen, bis ins einzelne durchgearbeiteten Risse, Pläne und Ansichtzeichnungen (Abb. 87, 88) lassen erkennen, was durch die Ausführung dieses ganz romantischen Planes verloren gegangen wäre. An die Stelle des geschlossenen Wehrganges auf der Ostseite, der sich zwischen Eingangsturm und Kapelle das Friderizianische Lazarettgebäude vom Jahre 1777

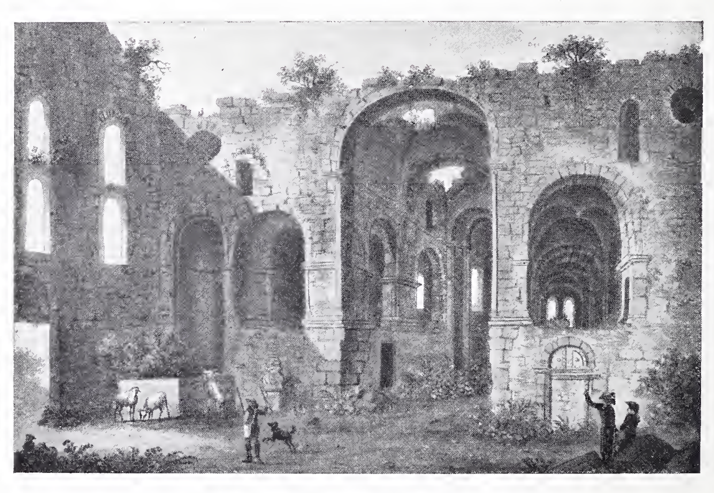


Abb. 89 Die Ruinen der Klosterkirche auf dem Hohen Petersberge um 1800.

so gut einfügt, wäre eine in Torhöhe durchgeführte glatte Mauer getreten und die Burg damit ihres wehrhaften Charakters beraubt worden und an Stelle der übrigen massig geschlossenen Ruinenbauten wäre ein klassizistisch-englisch-neugotischer Bau mit vielen und großen Außenfenstern, ganz flachen Dachschrägen und rein ornamentalen Zinnenkränzen aufgeführt, etwa im Stil der kurz vorher (1825) von Schinkel gebauten Werderschen Kirche in Berlin und des im gleichen Jahre 1825,

ebenfalls nach Schinkels Entwurf, wie es heißt, aufgeführten neugotischen Backstein-Sockelumbaues des Roten Turmes.

Damals wird man geglaubt haben, mit solchen Bauten den echten Geist mittelalterlicher Bauweise zu neuem Leben erweckt zu haben. Heute sehen wir auf den ersten Blick, daß doch auch in solchen naiven Stilimitationen der Geist der dünnblütigen klassizistisch-romantischen Epoche sich nicht verleugnen kann, und wenn etwas, so gibt gerade diese deutlich spürbare Diffe-



Abb. 90. Ad. Eltzner. Die Kirche auf dem Hohen Petersberge nach der Wiederherstellung.

Aquarell, um 1800. Moritzburg-Museum.

renz den in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entstandenen neugotischen Bauten, etwa auch der „Neuen Börse" und einem zweiten, wohl aus dieser Zeit stammenden Hause in der Südwestecke des Marktplatzes ihren Eigenwert und ihren künstlerischen Reiz. Mag die Höhe des Turmumbaus (vgl. Abb. 3 u. 19) mit seiner in Maswerkformen durchbrochenen Sandsteingalerie auch vielleicht im Verhältnis zu der Gesamthöhe des Roten Turmes zu hoch genommen sein,

der Abbruch des Schinkelschen Baus und jener anderen Häuser wäre darum doch ein künstlerischer Verlust.

Von einer anderen Seite her betrachtet, bleiben freilich alle diese Bauten Dokumente einer Zeit, die, zu ganz originalen Neuschöpfungen nicht mehr fähig, ihr künstlerisches Vermögen nur noch in einer oft feinfühligen Anpassung an die Kunstweise vergangener größerer Epochen betätigen konnte, bisweilen aber auch durch ihre willkürlichen Eingriffe in den Baubestand des Vorhandenen über das Ziel hinausging. Auf Schinkel wird z. B. auch die Erhöhung der Ostpartie im Innern der Marienkirche zurückgeführt, die den Platz des „hohen Chores" freilich wirksam über das Schiff hervorhebt, und damit einen aus der Entstehung der Kirche sich erklärenden Mangel der Grundrißbildung behebt, zugleich aber das Raumbild der alten Kirche in seiner ursprünglichen Geschlossenheit geschädigt hat.

Ganz im Sinne der Zeit ist es dann auch, daß der — später erheblich erweiterte — Backsteinbau der kgl. Strafanstalt, der, heute dicht umbaut, damals i. J. 1842 nördlich von Neumarkt frei an einem später zugeschütteten Teiche lag, in den schweren und grotesken Formen eines mittelalterlichen Festungswerkes aufgeführt wurde.

Der romantische Sinn Friedrich Wilhelm IV. hat der Stadt Halle, die damals noch in ganz anderem Sinne, als wir heute anzunehmen geneigt sein mögen, mit ihren beiden in Trümmern liegenden Burgen an der Saale, der Moritzburg und dem Giebichenstein, das Bild einer höchst malerischen mittelalterlichen Stadt geboten hat, dauernd seine Teilnahme bewiesen, und auf der anderen Seite gibt die nach der Königin Elisabeth benannte massive neue Bogenbrücke, die i. J. 1843 über die Inseln nach Westen geführt wurde, Zeugnis von der Anhänglichkeit der Stadt an das Königshaus.

War gleich nach dem Kriege der Ausbau der Moritzburg zur Universität an dem Mangel der Mittel gescheitert, so fand für die Enttäuschung des Kronprinzen später der König Ersatz

in dem von 1853 bis 1857 durchgeführten Wiederaufbau der frühromanischen Klosterkirche auf dem Hohen Petersberge, dem letzten Denkmal der romantischen Zeitstimmung in unserer Gegend (Abb. 89 u. 90). —

So groß die Bedeutung der Friedrichs-Universität durch die Wirksamkeit bedeutender Gelehrter und die immer sich erneuernde Jugend der Studentenschaft geblieben, so wichtig daneben die Begründung der landwirtschaftlichen Hochschule (1862) geworden ist, die alles andere in die zweite Linie zurückdrängende Rolle, die die Universität während des ganzen 18. Jahrhunderts in Halle gespielt hat, hat sie naturgemäß während des 19. Jahrhunderts unter gründlich veränderten sozialen und wirtschaftlichen Bedingungen nicht behaupten können.

Der mächtige Aufschwung, den Halle schon seit den vierziger Jahren genommen hat, ist vor allem dem Handel und der Industrie zu danken. Noch einmal hat sich die alte Gunst der Stadtlage in zwiefacher Hinsicht neu bewährt. Seit der Vollendung des ersten Eisenbahnbaus i. J. 1840 ist Halle immer mehr zum Mittelpunkte eines in alle Weltrichtungen hinausleitenden Netzes von Schienensträngen geworden: seit der Ausnützung der reichen Braunkohlenlager in nächster Nähe der Stadt ist ihre industrielle Bedeutung dauernd gewachsen. Was sich schon vor dem deutsch-französischen Kriege angebahnt hatte, ist in der folgenden Friedenszeit in größtem Umfange fortgeführt: während der letzten fünfzig Jahre hat sich das innere Wesen und die äußere Erscheinung der Stadt gewandelt, wie zu keiner früheren Zeit.

Zu Ende der vierziger, in den fünfziger und sechziger Jahren sind auch die letzten Reste der alten Wallanlagen planiert und zu Promenaden umgewandelt; seit der Aufgabe des Betriebs der Salzsiedehäuser (Abb. 91) in der Halle (1868/69) entstand hier zwischen dem Markt und der Saale ein neues bebaubares Stadtgebiet, der östlichste Saalearm, die sogenannte

Gerbersaale wurde auf eine weite Strecke überbaut und zur Straße umgeschaffen. In den groß geplanten neuen Straßenring, der sich, Neumarkt, den ganzen Komplex der Franckeschen Stiftungen und Glaucha mit umfassend, im Zuge des Mühlwegs, der Ludwig Wucherer-, Magdeburger-, Linden- und Torstraße in weitem Halbkreis um den Kern der Altstadt legt, ist die Neustadt sehr schnell hineingewachsen. Jetzt hat sie, im Norden weit hinaus nach Giebichenstein, im Süden nach



Abb. 91. Die Salzkothen i. d. Halle um 1800.

Ammendorf, den festen Anschluß gefunden, ja schon beginnt sie mit Villenkolonien, die überall an der Peripherie des Stadtgebietes in der Bildung begriffen sind, an mehreren Punkten auch von dem westlichen Saaleufer Besitz zu ergreifen.

Wie überall in Deutschland während der gleichen Jahrzehnte, waren auch hier die organisatorischen und die künstlerischen Kräfte zunächst noch nicht reif für die großen, in ihren weitausgreifenden Konsequenzen im Anfange auch tatsächlich kaum übersehbaren Aufgaben, vor die dieser unerwartet plötzliche Auf-

schwung der Stadt mit einem Schlage Verwaltung und Architekten gestellt hat. Mit der materiellen Entwicklung hat die kulturelle Entwicklung zunächst nicht Schritt halten können.

Darüber Klage zu führen, ist sinnlos und unzweckmäßig. Auch soll man die Bedeutung dieser vorübergehenden Epoche der Unzulänglichkeit in dem langen Leben einer Stadt nicht überschätzen. Die neue Zeit hat neue Kräfte geweckt: auch in Halle — das Jahr 1906 macht hier Etappe — hat der Umschwung zum Besseren schon kräftig eingesetzt.

Freilich steckt die Stadt ein wenig immer noch in den Flegeljahren ihrer Entwicklung zur Großstadt, und es fehlt nicht an manchen schmerzlich berührenden Unausgeglichenheiten der Form, die im Leben des einzelnen wie im Leben eines großen Stadtorganismus die Epochen starker Wachstumsentwicklung stets so deutlich zu bezeichnen.

Die nächsten zehn Jahre müssen hier die Entscheidung bringen: nicht nur auf dem Gebiet der augenfälligsten Kunst, der Architektur, sondern auf allen Gebieten geistigen, künstlerischen und persönlichen Lebens.

Wir stehen mitten in der Zeit des Übergangs. Es wird sich zeigen, ob die Stadt Halle die innere Kraft und Lebensgesundheit besitzt, um noch einmal aus einer Blüte materiellen Reichtums die Frucht einer geistigen Kultur zu bringen, zu der ihre Vergangenheit sie verpflichtet. —

Benutzte Literatur.

Hallischer Kalender. Halle, Gustav Moritz 1908 ff.
Hehn, V., Das Salz. Berlin 1873.
Heldmann, K., Die Rolandsbilder Deutschlands. Halle 1904.
Derselbe, Rolandsfiguren, Richterbilder oder Königsbilder. Halle 1907.
Hertzberg, G. F., Geschichte der Stadt Halle a. d. Saale I—III. Halle 1889—1893 (und die wichtigste dort zitierte Literatur).
Hildebrand, A, Hallische Renaissanceportale. Halle 1913.
Kurzwelly, Alb., Der Silberschatz der Halloren. Halle, Geb. Plettner (o. J.).

Meier, Burkhard, Die Skulpturen am Chor der St. Moritzkirche in Halle a/S. Thüringisch-sächsische Zeitschrift für Geschichte u. Kunst. 1913.
Redlich, P., Kardinal Albrecht von Brandenburg und das Neue Stift zu Halle 1520—1541. Mainz 1900.
Schönermark, G., Beschreibende Darstellung der älteren Bau- und Kunstdenkmäler der Provinz Sachsen. Neue Folge I. Die Stadt Halle und der Saalkreis 1886.
Stengel, W., Die angeblichen Punzarbeiten Joh. Kellerthalers d. Ä. und die vermeintlichen Medaillen Jobst Kammerers. Mitt. d. Ges. f. vervielf. Kunst. Wien 1913, Heft 4.
Waltzoldt, W., Der Universitätsbau zu Halle und Friedrich Schinkel. Breslau 1913.

Zu den Abbildungen.

Die Vorlagen zu Abb. 12, 36, 43, 49, 53—55 und 60 hat Herr v. Brauchitsch-Berlin; zu Abb. 32 Herr Dr. A. Hildebrand-München-Planegg; zu Abb. 14 Herr Dr. B. Meier-Münster i/W.; zu Abb. 11, 19, 23, 80 und 92 Herr Prof. Dr. G. Riehm-Halle; zu Abb. 87 und 88 Herr Prof. Dr. W. Waetzoldt freundlichst zur Verfügung gesteckt.



Abb. 92. Der „Reutterturm".



